

ABB: Darf die Firmenchefin in der Krise schwanger werden? Nein.

Nummer 27 – 2. Juli 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WEITWOCHE



Homosexualität als Religion

Warum der Kult um die Schwulen nervt.

Von Philipp Gut, Daniela Niederberger und Peter Keller

Zu faul zum Arbeiten

Insider sprechen über die wahren Gründe der Jugendarbeitslosigkeit.

Von Andreas Kunz

«Männer lieben den Krieg, Frauen lieben Krieger»

Der Militärforscher Martin van Creveld im Gespräch. *Von Pierre Heumann*



Panasonic
ideas for life



**AUF ALLES EINGESTELLT.
FOTO UND VIDEO IN HD-QUALITÄT.**

Mit der neuen Hybrid-Kamera Lumix TZ7 sind Sie bereit. Fangen Sie grossartige Momente auf Foto oder Video in brillanter HD-Qualität ein. Dank 25-mm-Weitwinkel-Objektiv ist Ihnen kein Motiv zu breit und mit dem optischen 12fach-Zoom kommen Sie für Fotos und Videos ganz nahe ran. Ihre Filme geniessen Sie in überragender AVCHD-Auflösung (1.280 x 720 Pixel) und Stereo-Tonqualität. Jetzt sind Sie am Drücker.



**EVERYTHING
MATTERS.**

LUMIX

AVCHD | it www.panasonic.ch

Intern

Mit der Euro-Pride und dem Christopher Street Day ist eben ein Kundgebungs-Marathon der Homosexuellenbewegung zu Ende gegangen. Nächste Woche kommt «Brüno» in die Kinos, die Tunten-Satire des Guerilla-Komikers Sacha Baron Cohen («Borat»). Wir nehmen die Grossereignisse zum Anlass einer kritischen Bilanz. Die Schwulen, einst verkannt, verfeimt, rechtlos, haben eine ebenso rasante wie umfassende Emanzipation hinter sich. Längst geben sie in vielen Bereichen den Ton an. In Polizei und Armee ist «Homosexualität» Pflichtstoff – in der Schule soll sie es werden. Schwulsein ist

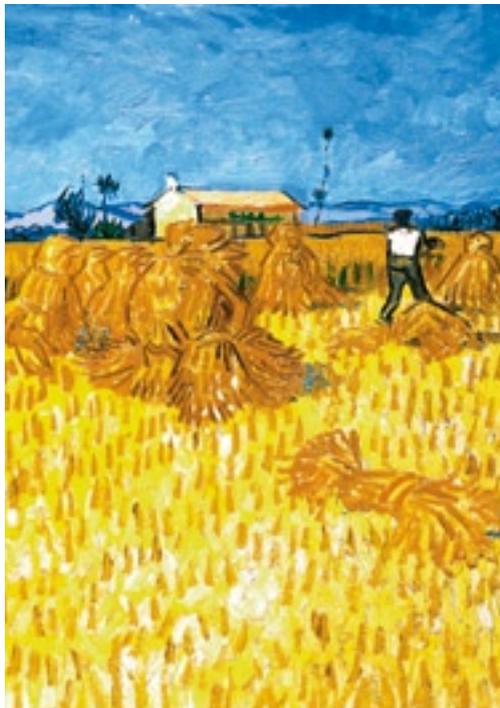


Tunten-Satire: Schauspieler Cohen.

von einer sexuellen Neigung zu einer Art Weltanschauung geworden. Man kann kaum noch von einer Minderheit reden. **Seite 24**

In der *Weltwoche* Nr. 22 begründete Van-Gogh-Biograf Matthias Arnold, wieso er mindestens zwei der an der grossen Basler Ausstellung gezeigten Bilder für Fälschungen hält. Die *Weltwoche* lud die Verantwortlichen des Basler Kunstmuseums ein, Arnolds Thesen zu widerlegen. Direktor Bernhard Mendes Bürgi verzichtete darauf, «an Pressedebatten teilzunehmen über für uns nach wie vor nicht stichhaltige Fälschungsthesen». Immerhin äusserte sich das Museum zu Arnolds detaillierten Argumenten bezüglich des Bildes «Jardin à Auvers» mit der Antwort: «Die Behauptungen von Matthias Arnold sind für uns gegenstandslos.» Hanspeter Born erläutert in dieser Ausgabe, wie er zur Überzeugung kam, dass auch das allgegenwärtige Plakatbild «Ernte in der Provence» kein Werk van Goghs ist: Plumpe malerische Fehler und van Goghs Korrespon-

denz disqualifizieren das Bild. Born weist nach, dass – entgegen den Behauptungen des Van-Gogh-Museums – das Plakatbild nie im Besitz



Falscher Van Gogh: «Ernte in der Provence».

der Familie van Gogh war. Wir haben dem Basler Kunstmuseum den Artikel zur Stellungnahme vorgelegt. Die Antwort: «Auch Ihren erneuten Fälschungsverdacht betreffend «Ernte in der Provence» können wir nicht nachvollziehen. Wir verzichten auf Ihr Angebot, ein Statement oder einen Artikel unsererseits zu dieser Thematik zu verfassen.» **Seite 38**

Als Martin van Creveld 1964 zur israelischen Armee wollte, erlebte er eine böse Überraschung. Weil sein Jahrgang 1946 geburtenstark war, gaben sich die Offiziere ausserordentlich wählerisch – und nahmen Anstoss an der Hasenscharte des Möchtegernsoldaten. Heute ist der gebürtige Holländer sicher: Diese Beleidigung veranlasste ihn dazu, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Kriege zu seinem Metier zu machen. Heute gilt der Israeli als einer der weltweit führenden Militärhistoriker. Mit Pierre Heumann diskutierte van Creveld seine unkonventionellen Ansichten zur Atombombe und zu Anti-Terror-Strategien. **Seite 48**

Er war ein treuer Anhänger Ajatollah Chomeini und wurde von ihm zum ersten Präsidenten der Islamischen Republik gemacht. Doch Abolhassan Bani Sadr hat längst mit dem iranischen Regime gebrochen. Aus seinem Exil in Paris erklärt er, weshalb das System der Mullahkratie tot ist (**Seite 18**). Trotz Zensur und massiver Behinderung der Medien erhält die *Weltwoche* täglich viele E-Mails aus dem Iran. Wir veröffentlichen laufend ausgewählte Zuschriften auf www.weltwoche.ch/iran

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Lukas Voellmy (*Volontär*),

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maïke Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: saleservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

EINMALIG: DOPPELKUPPLUNGSGETRIEBE IN SERIE. BESTE GRÜSSE AUS DEM RENNSPORT!

Neu: Lancer Ralliart 4WD, Turbo, 240 PS, CHF 42'990.-*



NEW



New Lancer Sports Sedan, 4-Door, Benzin oder DID Diesel, 109-240 PS, ab CHF 25'990.-

Geniale Ausstattung

- 2.0-Liter MIVEC Turbo, 240 PS, 18" Alufelgen
- 6-Gang SST-Doppelkupplungsgetriebe, 2 Automatik-Modi
- All Wheel Control 4WD-Antrieb, aktive Fahrdynamikregelung
- 9 Airbags, Bremsassistent, Stabilitäts-/Traktionskontrolle ASTC
- Klimaautomatik, Tempomat, Audio, Bi-Xenon, Kurvenlicht
- Modell GS: Ledersitze, 710 Watt Rockford Audio, HDD Navigation
- Ralliart GS: CHF 48'990.-*, Ralliart S: **CHF 42'990.-***

NEW



New Lancer Sportback, 5-Door, Benzin oder DID Diesel, 109-240 PS, ab CHF 25'990.-



Erleben Sie das rennerprobte SST-Doppelkupplungsgetriebe selbst. Jetzt Test fahren bei Ihrem Mitsubishi Partner.

Genial bis ins Detail.



www.mitsubishi-motors.ch

* inkl. Frühbucher-Bonus CHF 1'000.- für Bestellungen bis 31.7.2009. Normverbrauch Gesamt: Ralliart Sports Sedan: 10.0 L/100 km, CO₂ 238 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F, Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz: CO₂ 204 g/km. Unverbindliche Preisempfehlungen in CHF netto, inkl. 7.6% MwSt.

Weltwoche-Spezialangebot



Exklusives Reisearrangement für Weltwoche-Leser/-innen – Eine Reise durch Zeit und Luxus. Erleben Sie die sächsische Metropole Dresden aus attraktiven Perspektiven und erfahren Sie hautnah die einzigartige Geschichte der Manufaktur Glashütte Original und deren Wurzeln von 1845 bis heute. Eine Geschichte von Tradition, Innovation, Luxus und Präzision.



Glashütte in Sachsen – vom Silberfundort zum Mekka der deutschen Luxusuhren-Industrie

Erleben Sie mit uns eine exklusive Reise in die Welt von Glashütte, einer Stadt mit wechselvoller Geschichte zwischen Tradition, feinem Handwerk, Luxus und Innovation. Mit der Ansiedlung der Uhrenindustrie im 19. Jahrhundert gewann die Stadt neues Leben. Aus dem Wirken der Glashütter Gründerväter entwickelte sich bald eine florierende Stadt der Uhren und der Feinmechanik.

Ihre Zeitreise findet vom 24. bis 27. September 2009 statt.

Glashütte Original – Tradition und Innovation unter einem Dach



Setzt man sich bei Glashütte Original zum Ziel, dem anspruchsvollen Erbe traditioneller Uhrmacherkunst auch in der Neuzeit gerecht zu werden, so verbinden sich Tradition und Innovation im Sinne höchster Präzision sowie filigraner Handarbeit zu Meisterwerken mit unvergänglichen Werten. Die Uhrenmanufaktur Glashütte Original lädt Sie ein, hinter die Kulissen zu blicken.

Das Reiseprogramm

Donnerstag, 24. September

Abendlicher Stadtrundgang im historischen Dresden zwischen Schlössern, Legenden und Kirchen mit anschliessendem Dinner im stilvollen Ambiente der Gläsernen VW – Manufaktur in Dresden.

Freitag, 25. September

Glashütte Original zum Anfassen. Eine Führung durch die traditionsreiche Uhrenmanufaktur Glashütte Original. Eine einmalige Gelegenheit, die Welt mit den Augen eines Uhrmachers zu sehen und Ihr uhrmacherisches Talent unter Beweis zu stellen. Der Rundgang durch die Räume des Deutschen Uhrenmuseums Glashütte macht das Faszinosum Zeit noch deutlicher erlebbar.

Der Abend wird durch ein erlebnisreiches Dinner im «Sophienkeller» eingeleitet und durch einen Rundgang durch das barocke Dresden gekrönt.

Samstag, 26. September

Die Geschichte des weissen Goldes wird in Meissen seit 1710 geschrieben. Erleben Sie die wertvolle Kunst der Porzellanherstellung hautnah in der Porzellanmanufaktur Meissen. Durch den Besuch der Semperoper wird der

Abend in ein glamouröses Ambiente gehüllt. Prunkvolle Architektur, eine ergreifende Inszenierung von «Il Trovatore» mit den bezaubernden Melodien von Giuseppe Verdi.

Sonntag, 27. September

Abreise aus der sächsischen Metropole. Ein Shuttle steht für Fahrten zum Flughafen Dresden bereit.

Juwelier Kurz aus Zürich wird uns als langjähriger und kompetenter Partner während der gesamten Reise begleiten.

Reisearrangement für Weltwoche-Leser/-innen

Unterbringung im Fünf-Sterne-Hotel «Steigenberger Hotel de Saxe» in Dresden

- Weltwoche-Abonnenten/-innen im DZ CHF 3005.– pro Person
- Weltwoche-Leser/-innen im DZ CHF 3305.– pro Person

Der Einzelzimmerzuschlag beträgt CHF 300.–.

Detailprogramm und Anmeldeformular: Mehr Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub



16 Wochen Selbstverwirklichung

Von René Lüchinger — Jasmin Staiblin, Schweiz-Chefin von ABB, hat ein Kind geboren und geht in den Mutterschaftsurlaub – mitten in der schweren Wirtschaftskrise. Ist das verantwortungsvoll?



Grundsatzfragen: Managerin Staiblin mit Kollegen und Politikern bei einem Anlass in Lenzburg.

Es war die *Aargauer Zeitung*, nicht etwa der Arbeitgeber, der vergangene Woche die frohe Botschaft publik machte: «ABB-Chefin Staiblin ist Mami». Nun ist Jasmin Staiblin nicht irgendwer, sondern Länderchefin Schweiz des global tätigen Technologiekonzerns ABB, sie verantwortet über vier Milliarden Franken Umsatz und 6300 Mitarbeiter. Diese erfuhren über das Intranet, dass ihre oberste Vorgesetzte sich nun für sechzehn Wochen in den Mutterschaftsurlaub verabschiedet. Dass berufstätige Frauen Kinder gebären, kommt vor. Dass es sich um eine in der obersten Führungsverantwortung eines börsenkotierten Milliardenkonzerns stehende Frau handelt, ist eher ungewöhnlich. Und dass diese sich in Zeiten der grössten Wirtschaftskrise nun für vier Monate ins Privatleben zurückzieht, ist ein Novum. «Noch nie in meinen dreissig Jahren als Personalchef hatte ich auf Stufe Konzernleitung einen vergleichbaren Fall», sagt der ehemalige Swissair-Personalchef Matthias Mölleney.

Ungewöhnlich ist der Fall, der grundsätzliche Fragen aufwirft. Darf ein Chef, eine Chefin die Kommandobrücke bei stürmischer See von einem Tag auf den anderen für sechzehn lange Wochen verlassen, auch wenn der Anlass ein höchst privater und erst noch ein freudiger ist? Die ABB-Pressestelle windet sich um das heikle Thema. «Die Idee ist, dass

Jasmin Staiblin Anfang November wieder zurückkommt, mehr sagen wir dazu nicht», heisst es dort.

Der Fall kratzt an einem Tabu. Was soll, was darf eine Frau in der obersten Führungsverantwortung höher gewichten: ihr Recht auf Selbstverwirklichung, das den legitimen Kinderwunsch einschliesst? Oder die Verantwortung gegenüber ihrer Führungsfunktion, die sie akzeptiert hat, als sie den Arbeitsvertrag unterschrieben hatte? Die politisch korrekte Antwort liegt auf der Hand. Kinder kriegen ist ein Menschenrecht, und vier Jahrzehnte nach der Frauenbewegung ist eine mögliche Unvereinbarkeit von Topjobs in der Wirtschaft mit der Aufzucht von Kindern kein Diskussions-thema mehr. Wer die Frage trotzdem stellt, bekommt die Antwort, die zu erwarten ist. «Alles eine Frage von *mindset* und Organisation», sagt stellvertretend für viele der Zürcher Headhunter Björn Johansson, «in grossen Unternehmen funktioniert das System sowieso.» Bei ABB hat sich die Firmenleitung für diesen Weg entschieden und eine eigentliche Lex Staiblin installiert. In die Bresche springt Peter Smits, ein alter ABB-Kämpfe, als Präsident ABB Schweiz Staiblins Vorgesetzter.

Die politisch inkorrekte, aber ebenso legitime Sicht auf diese Geschichte ist: Sechzehn Wochen Ausstand, das geht nicht. In der ober-

ten Führung eines Unternehmens ist Verantwortung unteilbar und nicht über einen längeren Zeitraum aussetzbar. Topmanagement bedeutet Einsatz, Sechzig- oder Siebzig-Stunden-Wochen, Entbehrung und weitgehender Verzicht auf ein geregeltes Familienleben. Nicht umsonst werden zahllose Managerehen geschieden, wachsen Kinder von Top-Führungskräften in vielen Fällen ohne Vaterfiguren auf. Das muss wissen, wer in die Teppichetage aufsteigen will. Ob Mann oder Frau, in diesen Sphären ordnet sich der Wunsch nach Selbstverwirklichung im Alltag automatisch der Verantwortung für die Firma unter.

Der Arbeitgeber fordert zu Recht von seinen Spitzenkräften eine totale Hingabe für den Job, und er bezahlt dies mit einem in der Regel stattlichen Gehalt. Wer etwas anderes behauptet, argumentiert fahrlässig. In der Krise potenziert sich der Druck auf das Management. Das bedeutet noch mehr Hingabe, noch mehr Einsatz, und der Chef muss Zuversicht verströmen, Vorbild sein gegenüber seinen Mitarbeitern. Bei ABB ist das nun nicht mehr möglich, weil diese ihre Chefin für vier Monate nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Die Zeit danach

Dies führt zur nächsten Frage: Ist die von ABB getroffene Interimslösung eine gute? Für Jasmin Staiblin sicherlich. Sie ist, soweit bekannt, eine fähige Managerin. Innert knapp zehn Jahren hat sie sich von einer Assistentin im ABB-Forschungszentrum in Dättwil zur Länderchefin ABB Schweiz emporgearbeitet. Dass sie diesen Job nach dem Mutterschaftsurlaub wieder einnehmen will, ist nur allzu verständlich. Doch kann und darf dies in jedem Fall die einzig mögliche Sicht von ABB sein? Klar ist, dass nun in der Schweizer Ländergesellschaft nicht vier Monate lang Stillstand herrschen darf. Doch eigentlich ist Interimschef Peter Smits eine *lame duck*, noch bevor er den Job angetreten hat. Bei jedem Entscheid muss er an die Zeit danach denken.

Wie diese aussehen wird, weiss ohnehin keiner. Und all die Beispiele der Mütter in Top-Positionen, die der *Blick* nun als «Vorbilder der ABB-Chefin» bemüht, sind nur bedingt aussagekräftig. Nicole Loeb, Erbin und Chefin des Berner Warenhauses Loeb, reduzierte auf fünfzig Prozent und fühlte sich «privilegiert». EMS-Chefin Magdalena Martullo blieb der Firma keine sechzehn Wochen fern, sondern nur ein paar Tage. Und die Chefin von Rolex Biel, Franziska Borer Winzenried, quittierte den Dienst, weil sie «nicht allen Anforderungen von Beruf und Familie» habe gerecht werden können. Keine dieser Geschichten ist auf Jasmin Staiblin übertragbar. Aber ABB täte gut daran, einen Plan B in der Schublade zu haben. Für den Fall, dass die Selbstverwirklichung mit Kind dann doch über das Verantwortungsgefühl gegenüber der Firma siegt. ○

Jung, faul und arbeitslos

Von Andreas Kunz — Bundesrätin Doris Leuthard will die steigende Jugendarbeitslosigkeit bekämpfen – mit Millionen für Überbrückungsangebote und Praktika. Lehrmeister sehen das Problem bei den Jugendlichen, die vorzeitig ihre Ausbildung abbrechen und lieber vom Sozialstaat profitieren.



«Es ist zu einfach geworden, den Bettel einfach hinzuschmeissen»: Lehrlinge an einer Berufsschule in Zürich.

Wirtschaftsministerin Doris Leuthard ist besorgt: Um über fünfzig Prozent hat die Jugendarbeitslosigkeit im vergangenen Jahr zugenommen. Die armen Teenager fänden keine Lehrstelle, würden sich vor der Zukunft fürchten und auf der Strasse landen. Mit einem dritten Konjunkturpaket und Investitionen in Millionenhöhe will Leuthard Überbrückungsangebote und Praktika schaffen. In Broschüren und Informationsflyern werden Ziele formuliert und neue Anreize geschaffen. «Dringend nötig» seien die Massnahmen, verkündete Leuthard in der «Arena» des Schweizer Fernsehens. Überall zustimmendes Nicken und Applaus. Wenn es um die Zukunft unserer Jugend geht, soll es an nichts fehlen.

Dasselbe dachte sich auch Peter Lütolf*, ein Bauunternehmer aus dem Zürcher Oberland. Er stellte drei Lehrlinge an. Punkt fünf Uhr hiess es auf der Baustelle: «Müssen wir wirklich

noch aufräumen? Laut meinen Lehrlingsrechten kann ich jetzt heimgehen.» Zwei Stifte seien ihm mittlerweile «davongelaufen». Er trauert ihnen nicht nach. «Sie haben die Arbeit verweigert, sind respektlos, unehrlich, nicht belastbar und unsorgfältig gewesen», sagt Lütolf. Irgendwann hatten die Vorarbeiter genug und vom Chef das Versprechen eingefordert, keine Lehrlinge mehr anzustellen.

Realitätsferner Unterricht

Lütolf möchte anonym bleiben, will «keinen Zwist mit den Ämtern». Er ist aber überzeugt, dass es anderen Unternehmern gleicht geht: Eigentlich würden sie gerne Lehrlinge ausbilden, «aber wenn diese den Kopf nicht bei der Sache haben, kann das mein KMU ruinieren». Schickte Lütolf seinen Stift zu einem Kunden, war ihm angst und bange. Nicht wegen eines befürchteten Wasserrohrbruchs. «Es fehlte an

grundlegendsten Anstandsregeln wie die Hand geben, den Namen sagen, sowie der Kleiderordnung.» Irgendwann wurde der Aufwand – «erzieherisch, schulisch, administrativ, finanziell» – für ihn, den Lehrmeister, zu gross.

Auf 12 000 Franken schätzt Lütolf allein die Kosten für das Schulmaterial und die beanspruchte Arbeitszeit – Geld, das ihm nach einem Lehrabbruch nicht zurückerstattet wird. Die Zusammenarbeit mit der Gewerbeschule sei zu einem «Papierkrieg mit unzähligen Fragebögen, dicken Bildungsordnern mit realitätsfernem Unterricht» ausgeartet. Eine Ausbildung wie etwa zum Sanitärinstallateur werde «derart vertheoretisiert, dass die Schüler vergessen, was ein Hammer ist». Neben dem wöchentlichen Schultag fehlten ihm die Lehrlinge sechs Wochen im Jahr wegen «überbetrieblichen Kursen». Oft kamen weitere

Nachmittage dazu, in denen die Lehrlinge zum Nachhilfeunterricht mussten. Es sei ein «offenes Geheimnis», dass an Berufsschulen Schweizer hart angepackt und Ausländer durchgeschleift werden, um sie endlich «wegzuhaben».

Selber musste Lütolf viermal einen halben Tag einen Bildungskurs absolvieren mit «allerlei <Gschpürsch mi>-Zielen». Als er aber den Lehrling einmal an die Gewerbeausstellung mitnahm, habe er vom Bildungsamt eine Busse bekommen. Solche Freizeitaktivitäten gehörten nicht zur Ausbildung, hiess es. Als Lehrmeister erhalte man von Schulen und Ämtern «überhaupt keinen Support». Als ob es den Behörden allein darum ginge, sich selbst zu erhalten, sagt Lütolf. «Das Beste, was die drei Lehrlinge geleistet haben, war ihr Kündigungsbrief.» Dieser sei derart gut formuliert gewesen, «dass die Vorlage von der Schule kommen musste».

Über zwanzig Prozent Lehrabbrüche

Ob Schreiner, Köche, Maschinenbauer oder Mechaniker: Die Zahl der Lehrabbrüche nimmt in der Schweiz jährlich zu. Konkrete Zahlen will das Bundesamt für Statistik erst nächstes Jahr – zum ersten Mal überhaupt! – veröffentlichen. Die einzige existierende Studie stammt aus dem Kanton Bern vom Jahr 2006. Mehr als zwanzig Prozent aller Lehrverträge wurden dort vorzeitig aufgelöst. In bestimmten Berufen (Coiffeur, Koch, Maurer oder im Verkauf) lag die Quote sogar bei über dreissig Prozent. Wobei laut Studie ausländische Jugendliche von Vertragsauflösungen «häufiger betroffen» seien als Schweizer.

Philipp Müller* rüstete sein Schreinergeschäft auf, machte es Suva-pflichtig und erfüllte Kriterien, die er sonst nicht gebraucht hätte. Das alles tat er, um selber Lehrlinge ausbilden zu können. Nach zwei Wochen war der erste Stift krank. «Was ihn aber nicht daran hinderte, telefonisch nach seinem Lohn zu fragen», sagt Müller. Von vier Lehrlingen hätten drei vorzeitig abgebrochen. Eine der Kündigungen sei per SMS gekommen.

Müller, der ebenfalls anonym bleiben möchte, ist desillusioniert und will keine Stifte mehr aufnehmen. Gewiss, die Adoleszenz sei eine schwierige Zeit und die Jugendlichen hätten viele Flausen im Kopf. «Sie haben aber das Gefühl, mit dem unterschriebenen Vertrag sei die Lehre bereits absolviert und es gehe allein darum, die vier Jahre abzusetzen.» Bei vollem Auftragsbuch hätten die Lehrlinge stets auf ihre Rechte gepocht und seien pünktlich um fünf Uhr gegangen. Schon gar nicht zur Diskussion gestanden seien Arbeiten am Samstag.

«Es ist zu einfach geworden, den Bettel einfach hinzuschmeissen», sagt Müller. Weder von den Eltern noch von der Schule noch vom Verband werde Druck ausgeübt. Im Gegenteil: Von überall her seien die Lehrlinge in ihrem Aufstand gegen die teilweise strenge Arbeit

unterstützt worden. «Hatte er ein bisschen Kopfweh, durfte er daheimbleiben», sagt Müller. In seiner eigenen Ausbildungszeit habe der Lehrmeister dem faulen Unterstift noch das Töffli weggesperrt, bis dieser spurte.

In der Ferienzeit, wenn es in der Werkstatt viel zu tun gab, waren die Lehrlinge an einem der neun bis zu dreiwöchigen Kurse. Zwei Mal ist Müller unangekündigt zu Besuch gewesen, zwei Mal war nachmittags um drei Uhr niemand mehr da. Ein Tag Schulkurs kostete den Lehrmeister 200 Franken.

Auf den einzigen Lehrling, der es zum Abschluss brachte, ist Müller stolz. «Am Ende war er ein richtig guter Schreiner.» Umso enttäuscht ist er, dass sein Zögling heute in einer anderen Branche arbeitet. «Alle wollen weg von der Werkstatt und ins Büro», sagt Müller. Von achtzehn Schülern in der Klasse hätten sechs vorzeitig abgebrochen. Ein einziger sei danach in der Branche geblieben. Kein Wunder, gebe es bei den Temporärfirmen keine guten Fachleute mehr. Jetzt in der Krise, wo er trotzdem «einen Haufen Arbeit» hat, findet er «fast nur noch Ausländer, meistens Deutsche, die nicht an die Schweizer Qualitätsstandards gewöhnt sind».

Lehrabbrecher suchen eine neue Stelle, arbeiten temporär oder landen in einer der vielen Auffangstationen. Eine davon ist Speranza, initiiert von Unternehmer und FDP-Nationalrat Otto Ineichen. Seit 2006 landeten dort gegen 250 Jugendliche, die arbeitslos, ausgesteuert, ohne Ausbildung oder abhängig von der Fürsorge sind. «Wohlstandsverwahrlost» nennt sie Geschäftsleiter Jörg Sennrich. Es fehle ihnen an wichtigen Tugenden: Disziplin, Anstand, Tüchtigkeit, Pünktlichkeit, Durchhaltewillen. «Sie können mit dem Leben in der reichen Schweiz nicht umgehen», sagt Sennrich. «Bis zu zwanzig Prozent wollen gar nicht mehr arbeiten.» Warum? «Die Jugendlichen fragen: Was will ich mit 500 Franken Lehrlingslohn, wenn ich fürs Nichtstun 1400 Franken bekomme? Das Sozialamt bezahlt ihnen Wohnung, Krankenkasse und Lebenshaltungskosten.» Einige sagen es Sennrich direkt ins Gesicht: «Ich bin einfach zu faul zum Schaffe.»

Den Willen zum Durchhalten stärken

Die Jugendlichen bei Speranza haben den «letzten Zwick an der Geissel», sagt Sennrich. Trotzdem seien sie kaum bereit, sich den gesellschaftlichen Normen anzupassen und sich einzuordnen. Oft hört er von seinen Klienten: «Man muss mich nehmen, wie ich bin. Falls das jemandem nicht passt, bin ich nicht am richtigen Ort.»

Für Sennrich braucht es eine «härtere Linie» im Ausbildungs- und Sozialwesen. Wenn seine Klienten den Pflichten des Sozialdienstes nachkämen, genüge die Angabe der Kontonummer, um jeden Monat pünktlich das Geld der Sozialhilfe zu erhalten. «Es gibt Beispiele,

wo unter dem Druck der Jugendlichen die Behörden entscheiden, das Sozialbudget zu gewähren, statt grössere Probleme heraufzubeschwören», sagt Sennrich. Sanktionierungsmassnahmen im Sozialbereich müssten noch konsequenter angewendet werden.

Gerade in jungen Jahren, wenn überhaupt noch etwas verändert werden könne, sei es wichtig, die Jugendlichen aus ihrer «Opferrolle» herauszuholen. «Wir müssen ihnen zeigen, dass man nicht bis 11 Uhr schlafen kann, sondern dass Arbeit zum menschlichen Leben gehört», sagt Sennrich. Sie müssten «bildungsreif» werden, Selbst- und Fremdbild einander anpassen, an Defiziten arbeiten, einen «Willen zum Durchhaltewillen» entwickeln.

Speranza löst das Problem mit Camps im Wallis, wo die Jugendlichen einem geregelten Tagesablauf nachgehen, Arbeitseinsätze leisten und «die Werte unserer Gesellschaft am eigenen Leib erfahren», sagt Sennrich. «Dort können sie sich nicht mehr verstecken oder sich durch die vielen Ämter und Anlaufstellen schmuggeln.» So würden sie ihre Versagensängste verlieren und Freude gewinnen durch Einsatz und Leistung. Von den rund 250 Jugendlichen hat Speranza gut 170 zurück ins Arbeitsleben gebracht.

* Die Namen sind der Redaktion bekannt.

suche.ch[®]
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher – schneller – genauer

schon besucht?
tiere.ch
fahrzeuge.ch
carreisen.ch
sprachschule.ch
stellenvermittlung.ch
geschenke.ch
onlineshops.ch
wetterbericht.ch

Barbaren vor den Stadttoren

Von Stefan Brändle — Entführt, gefoltert, wie ein sterbender Hund ausgesetzt: Dieses Ende erlitt ein junger Jude in der Pariser Banlieue. Der Prozess gegen die Täter findet ohne die Presse statt.



«Arabisches Sprengstoffattentat»: Judenhasser Youssouf Fofana bei seiner Auslieferung.

Wie er heisse, fragte die Gerichtspräsidentin den Hauptangeklagten als Erstes. «Arabs», erwiderte Youssouf Fofana lächelnd; das stehe für «afrikanische Revolte, bewaffnet, barbarisch und salafistisch». Wann er geboren sei. Am 13. Februar 2006. Das ist der Todestag von Ilan Halimi, einem jungen Telefonverkäufer jüdischer Herkunft, der Fofanas «Gang der Barbaren» in die Fänge geraten war.

Eine 17-Jährige hatte Halimi mit ihren Reizen in die Falle gelockt. «Die Juden haben Geld, die helfen sich untereinander aus», sagte Fofana dem Lockvogel namens Yalda, als sie sich erkundigte, warum sie gerade diesen Ilan anmachen solle. Das 23-jährige Opfer wurde im Pariser Vorort Bagneux in eine leerstehende und ungeheizte Wohnung verschleppt und mit verbundenen Gelenken drei Winterwochen lang halbnackt festgehalten. Er wurde geschlagen und misshandelt.

Explosive Banlieue-Problematik

Fofana versuchte unterdessen, von Ilans Eltern Geld zu erpressen. Von anfangs 450 000 Euro ging er nach mehr als hundert Telefonanrufen bis auf 50 000 Euro hinunter. Doch die Polizei hielt die Halimis von jeder Reaktion ab, um Zeit zu gewinnen. Fofana verlor immer mehr die Nerven; er liess dem Entführten die Wange und den Hals mit einem Cutter zerschneiden,

um mit den Fotos bei den Eltern Eindruck zu machen. Nach 20 Tagen Martyrium wurde der Jugendliche halbtot an einem Bahngleis ausgesetzt; am 13. Februar 2006 verschied er auf dem Weg ins Spital.

Nicht nur die jüdische Gemeinde Frankreichs war geschockt. Im ganzen Land kam es zu grossen Schweigemärschen. Die Täter wurden bald dingfest gemacht, Fofana in seinem Heimatland, der Côte d'Ivoire. Im April nun hat in Paris der Prozess gegen die 27 Täter, Komplizen und Mitwisser begonnen. Weil Minderjährige darunter sind, konnten ihre Anwälte den Ausschluss der Presse verlangen.

Seither liegt ein eisernes Schweigen über dem Prozess. Nach aussen dringt nur, was Anwälte und Zaungäste der Presse zustecken. Sie berichten, Fofana werfe mit Schuhen nach Anwälten und nenne das ein «arabisches Sprengstoffattentat» gegen das «Weltjudentum». Manchmal weigert er sich, vor Gericht zu erscheinen, dann wieder ruft er: «Allah ist gross», oder verlangt die Live-Übertragung durch den TV-Sender Al-Dschasira. Seine Tat gesteht er ohne Umschweife, und das Geschworenengericht dürfte ihn nächste Woche wegen Entführung, Mord und anderen Tatbeständen zu lebenslänglich verurteilen.

Im Moment scheinen die französischen Medien fast froh, nicht über den Prozess berich-

ten zu müssen. Zu heiss, zu explosiv ist der Hintergrund – die ganze Banlieue-Problematik oder, genauer gesagt, der «arabische Antisemitismus». Wobei auch dieses Schlagwort, das nach der zweiten Palästinenser-Intifada in Frankreich aufgekommen war, ungenau, ja fragwürdig ist.

Wenn Fofana es auf Halimi abgesehen hatte, dann nicht wie einst die Nazis, «weil es ein Jude ist», sondern «weil Juden reich sind». Das ist nicht dasselbe, obschon es für den jungen Halimi auf dasselbe hinauslief. Auch der Konflikt zwischen den 5 Millionen Muslimen und den 700 000 Juden Frankreichs – die jeweils grössten Glaubensgemeinschaften in Europa – wird oft übertrieben. In den arabischen und afrikanischen Einwandererquartieren sieht man mehr Wandgraffiti gegen Israel als gegen die Juden – und dann gleich auch gegen die «Gaulois», die weissen Franzosen.

«Verrückt vor Hass»

Youssouf Fofana ist in Bagneux als Sohn eines Arbeiters und einer Putzfrau aufgewachsen. «Es macht einen verrückt vor Hass, zusehen zu müssen, wie meine Eltern das Scheisshaus der feinen Leute putzen gehen.»

Daraus ein «soziales» Tatmotiv ableiten zu wollen, griffe aber so kurz wie die Antisemitismus-Erklärung. Alle Hauptangeklagten weisen extreme Lebensläufe und Pathologien auf, die nicht repräsentativ sind für die breite Banlieue-Jugend. Fofana ist laut psychiatrischen Gutachten ein manipulierender Psychopath mit ausgeprägten Allmachts- und Dominanz-Fantasien; er bezeichnet nicht nur die Juden, sondern auch die eigene Familie als «Schurken» und «Hunde». Sogar der Psychologe fühlte sich nach eigenen Angaben «wie unter Druck», wenn er Fofana im Gefängnis aus sicherer Distanz traf.

Die Anlockerin Yalda hat einen schizophrenen Vater und war von ihrem Onkel missbraucht worden, bevor sie mit ihrer Mutter aus dem Iran nach Frankreich emigrierte. In Bagneux wurde sie Opfer einer Gruppenvergewaltigung; als sie ihrer Mutter davon erzählte, erhielt sie keine Hilfe, sondern eine Ohrfeige. Der Hauswart, der Fofana die Entführungswohnung für ein Taschengeld zur Verfügung stellte, war als Waise im Heim vergewaltigt worden und heiratete später eine Geistesranke. Seit seiner Verhaftung versuchte er ein Dutzend Mal, sich das Leben zu nehmen.

Je deutlicher all diese Hinter- und Abgründe werden, desto weniger weiss die französische Öffentlichkeit, was nun wirklich hinter dieser barbarischen Tat steckt: Bandenkriminalität, Antisemitismus, soziale Misere? Das Wesentliche sagt allerdings niemand: Solche Fälle werden sich so lange wiederholen, bis die riesigen Einwanderergettos in den Banlieues in die Gesellschaft integriert sind. Vielleicht sagt es niemand, weil niemand mehr daran glaubt. ○

Das kleinste gemeinsame Übel

Von Urs Paul Engeler — Die SP liebäugelt mit der FDP, die CVP ist isoliert, die Grünen artikulieren ihre Schwäche, und die SVP wartet. Verbleibt als Anwärter mit intakten Chancen: Fulvio Pelli.



Eindrücklicher Ausweis als Machtmensch: FDP-Parteipräsident Pelli (r.) mit Bundesrat Couchepin.

Der Nachfolger von FDP-Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) wird Fulvio Pelli heissen, derzeit FDP-Präsident. Die ausdauernde Wanderung des undurchsichtigen Tessiners in die Regierung ist zwar keine Perspektive, die Land und Bürger in irgendeiner Form elektrisieren könnte, aber das plausibelste, ja das einzig logische Resultat aller möglichen Rechenispiele – sofern nicht alle öffentlichen Äusserungen nur Manöver zur Täuschung sind.

Nach einer ersten chaotischen Runde scheinen parteipolitisch die Positionen mehr oder weniger bezogen. Die CVP, unüberlegt früh, forsch und ohne klares Konzept gestartet, steht mittlerweile alleine und etwas hilflos da. Offenbar hatte man sich in den Stunden nach Pascal Couchepins Rücktritt ganz auf erste vage Zusicherungen der SP-Fraktionschefin Ursula Wyss (BE) gestützt, den linken (und grünen) Support bereits auf der Habenseite verbucht und die Rückeroberung des zweiten Sitzes als wahrscheinlich bis sicher eingeschätzt. Das war vorschnell, wie die neue Zurückhaltung der Sozialdemokraten und interne Gedankenspiele der Grünen zeigen.

SP-Präsident Christian Levrat (FR) lässt es vielsagend «völlig offen», wen die Sozialdemokraten unterstützen: Es komme ganz auf das politische Profil des Kandidaten an. Geeignet für die Crew um Levrat wäre zum Beispiel

der Waadtländer FDP-Regierungsrat Pascal Broulis, dies aus zwei Gründen. Broulis ist erstens ein links-etatistischer Euroturbo und würde vor allem SP-Ständerat Alain Berset (FR), der die Nachfolge von Micheline Calmy-Rey antreten könnte, den Weg in den Bundesrat frei halten. Broulis bereitet seine Kandidatur denn auch mit beachtlicher Energie vor: Er hat sich gleich für sechs Wochen nach Berlin verabschiedet, um sein Handicap wettzumachen – und die deutsche Sprache zu erlernen.

Durch einen Lapsus wurde die interne grüne Strategie publik, wonach es für die Grünen nachteilig sei, wenn die CVP zu Lasten der FDP den zweiten Sitz gewänne: «Die Grünen wählen lieber FDP.»

Die Akte Schwaller wird geschlossen

Als am letzten Freitag die CVP-Spitzen sich trafen, um Wahlausschuss und Prozedere zu bestimmen, hatte die anfängliche Euphorie schon freudloser Nüchternheit Platz gemacht. Nach der Sitzung sagen die realistischen Rechner, anonym, um intern nicht als Defätisten gebrandmarkt zu werden: «Wir müssen froh sein, wenn unser Kandidat überhaupt achtzig Stimmen macht.» Das ist weit, weit weg vom absoluten Mehr.

Wenn die neusten Signale der Roten und Grünen nicht dreiste Lügen sind, um einen

alten Pakt mit der CVP zu verschleiern, ist deren Kandidatur aussichtslos; ein Zurück gibt es nach dem Hurra der Ankündigung indes nicht mehr. Verbleibt somit die Frage, wer der verirrtten Partei zuliebe die Mission antreten und durchstehen muss. Urs Schwaller, Freiburger, Fraktionschef und mittlerweile so etwas wie der ewige heimliche Bundesratskandidat, wird es kaum sein. Der Sprachenstreit, von Pelli und Couchepin diabolisch und mit viel Effekt vom Zaun gerissen, bedeutet für den tapferen Sensler das faktische Ende der Ambition, auch wenn er die Niederlage noch nicht eingestehen will. Um seine allerletzte Chance bei einer nächsten Vakanz nicht zu kompromittieren, wird er verzichten müssen. Er kann kaum 2009 als «Romand» und ein, zwei Jahre später als «Deutschschweizer» antreten.

Die ersten CVpler haben die Akte Schwaller geschlossen und rechnen heute damit, dass Parteipräsident Christophe Darbellay am 16. September die orangen Farben vertreten wird. Eine Nichtwahl, meinen die Strategen, würde das Renommee des jungen Wallisers nicht dauerhaft beschädigen. Allerdings ist ihnen bewusst, dass die politische Wundertüte aus Martigny, die schon beim Versuch, in die Kantonsregierung einzuziehen, grandios gescheitert ist, selbst in den eigenen Reihen nicht hundertprozentigen Rückhalt geniesst und ausserhalb der Partei nur Hasardeure zu begeistern vermag. Weil er «noch jung und sehr lernfähig» sei, könne das Risiko einer Kandidatur für die Galerie verantwortet werden, meint ein CVP-Abgeordneter.

Dass die SVP nach erstem Zögern Mitte August mit einem eigenen Kandidaten ins Rennen steigen wird, ist so gut wie sicher. In den Kantonen Genf (Nationalrat Yves Nidegger), Waadt (Nationalrat Guy Parmelin) und Freiburg (Jean-François Rime) werden Bewerbungen vorbereitet. Diese Offensive wird das Feld der wenig profilierten welschen FDP-Aspiranten zusätzlich durcheinanderwirbeln. Abgesehen vom wild entschlossenen Broulis, wird von Neuenburg (Didier Burkhalter) bis Genf (Martin Brunschwig-Graf oder Newcomer Christian Lüscher) mehr Lokalpatriotismus betrieben als der Aufbau einer nationalen Kandidatur.

Alle Spiele laufen für einen Mann: Fulvio Pelli. Der Etatist, der im Tessin dem linken Flügel angehört, gibt sich in Bern als Mann der Mitte, hat die SVP wiederholt als «schlechte Gesellschaft» bezeichnet und ist so für alle Linken wählbar. Sein Ausweis als Machtmensch ist eindrücklich: Er hat, ohne die eigenen Hände schmutzig zu machen, die rechtsfreisinnige Staatsrätin Marina Masoni aus ihrem Amt mobben und auf deren Sitz Laura Sadis installieren lassen. Die Familien Pelli und Sadis sind eng verbandelte Clans. Wer dies so perfekt kann, wird auch Bundesrat, ohne selbst in Erscheinung zu treten. ○

Unethische «Ethik»

Von Christoph Blocher — Wirtschaftsethik ist zum Schlagwort geworden. Wirtschaftsethiker spielen Wirtschaft gegen Ethik aus. Ein Unsinn. Richtiges Wirtschaften ist immer auch ethisch.



Fiasko der «sozialen Krankenkasse»: Arbeiter bei General Motors.

Auffällig oft wird – gerade im Zusammenhang mit der Wirtschaft – von Ethik gesprochen. Mit einem Unterton, als ob Ethik und Wirtschaft Gegensätze wären. Wer wirtschaftet – so wird suggeriert –, mag anscheinend den hohen übergeordneten ethischen Anliegen nicht genügen: Unternehmer, Manager, Gewinnschaffende gehören zu den Sündern, «Ethiker» aber tragen einen Heiligenschein. Es ist Zeit, die Sache zu sehen, wie sie ist!

«Ethik» leitet sich vom griechischen Wort *ethos* ab und bedeutet die «Gewohnheit», die «Sitte» (in wörtlicher Übersetzung «das dem Leben Gemässe»). Ethik – genau das Gleiche wie Moral – beruht auf der Grundwahrheit, dass im menschlichen Leben alles, was der Wirklichkeit dieses Lebens entspricht, eines Tages «Sitte» wird. Das deckt sich mit der Erkenntnis, dass die «Unsitte» früher oder später der «Sitte», also der Wirklichkeit, weichen muss.

Richtiges Wirtschaften muss der Sitte – dem dem Leben Gemässen – entsprechen. Unsittlichkeit widerspricht dem Leben! Ethik ist immer konkret, d.h. auf eine konkrete Tat an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit bezogen. Nur keine Lehren, die dem Leben vorschreiben, wie es zu sein habe und wie nicht. Grosse Ethiker sehen es so und heben sich damit wohltuend vom heutigen moralistischen, oberflächlichen Ethikgeschwätz ab.

So hält der bedeutende evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer, der 1945 im KZ hingerichtet wurde, treffend fest: «Eine Ethik kann nicht ein Buch sein, in dem aufgeschrieben steht, wie eigentlich alles in der Welt sein sollte, aber leider nicht ist, und der Ethiker kann nicht ein Mensch sein, der immer besser als Andere weiss, was und wie etwas zu tun ist; eine Ethik kann nicht ein Nachschlagewerk sein für garantiert einwandfrei moralisches Handeln, und der Ethiker kann nicht der kompetente Beurteiler und Richter jeder menschlichen Handlung sein; eine Ethik kann nicht eine Retorte zur Herstellung des ethischen oder christlichen Menschen sein, und der Ethiker kann nicht die Verkörperung und der Idealtyp eines grundsätzlich moralischen Lebens sein.» (Bonhoeffer, «Ethik», 1949, S. 208.)

Lasst den Wörtern ihren Sinn

Wo Fremdwörter inflationär gebraucht werden, lohnt es sich, den Wörtern nachzugehen. Nicht nur «Ethik», sondern auch «Ökonomie» kommt aus dem Griechischen. Das Wort *oikonomia* heisst eigentlich die «rechte Hausverwaltung». Danach wäre also die «ethische Ökonomie» eine dem Leben entsprechende Hausordnung. Eine richtige Ökonomie kann damit nur ethisch sein und eine richtige Ethik nur ökonomisch.

Fehlt das Ethos, so gerät die Ökonomie in Schwierigkeiten. Dies zeigt auch die Lebenserfahrung.

Von der skrupellosen, egoistischen, persönlichen Bereicherungs- und Ausbeutungspraxis oder gar von kriminellen Machenschaften sprechen wir nicht. Diese sind offensichtlich unethisch und daher unökonomisch.

Schauen wir in die Praxis

Was aber ist mit all den angesehenen Personen, welche Unternehmen und Regierungen zwar führen, aber welche trotz oder gerade wegen ihres grossen Ansehens keine oder falsche Entscheide treffen? Sie handeln ebenfalls nicht lebensgemäss, wirtschaften unethisch – unökonomisch. Da man aber mit diesen Managern an der Spitze von Unternehmen und Staaten eng befreundet ist, sie womöglich zum gleichen Service-Klub gehören, zur gleichen Partei oder zum gleichen Golfklub, nimmt man auf sie – aus sogenannten ethischen Gründen – Rücksicht. Dabei ist gerade diese Rücksichtnahme im höchsten Grade unethisch, führt sie doch zu unethischem – unökonomischem – Verhalten den Angestellten und Arbeitern gegenüber.

Oder: Sie alle kennen Leute, die mit feiner Stimme, meist mit leicht schief gehaltenem Kopf, sogenannte «ethische» Forderungen an die Ökonomie herantragen, obwohl sie weder die Wirtschaft, ihre Wesensart noch ihre Gesetzmässigkeiten kennen.

Wer in der Wirtschaft danach handelt, erlangt oft hohes gesellschaftliches Ansehen und bekommt viel Beifall von guten Menschen. Die guten Ratschläge sind aber deswegen nicht weniger lebens- und wirklichkeitsfremd und damit unökonomisch und somit eben unethisch. Dazu gehören all die Forderungen, die Unternehmen sollten mehr tun als nur ihre eigenen Aufgaben erfüllen. Vor allem in wirtschaftlich guten Zeiten geht es um Jobsharing, Arbeitszeitsenkungen, Selbstverwirklichungen aller Art, wie z. B. Vaterschaftsurlaub, Quotenregelung etc. Die Erwirtschaftung des Gewinnes als Hauptziel des Unternehmens wird dabei in den Hintergrund gestellt. Die Zahl von Unternehmen, die solch «edlen Forderungen» nachgegeben haben, ist gross. Nach damals grossem Aufsehen sind sie nun am Büssen. Die amerikanische Vorzeigefirma General Motors zum Beispiel, die jetzt in den Konkurs ging, widmete sich jahrelang solch «ethischen» Anliegen, was einen Analysten kürzlich sagen liess: «GM ist eigentlich gar kein wirtschaftliches Unternehmen, sondern eine sehr soziale Krankenkasse!» Diese verfolgte «Ethik» erwies sich als Fiasko und war demzufolge eine unethische «Ethik».

Christoph Blocher, Jurist und Unternehmer, war von 2003 bis 2007 Justizminister der Schweiz. Er ist Vize-Präsident der SVP.

Wege zur Selbstüberschätzung

Von Henryk M. Broder — Am Beispiel Iran beweist sich der Opportunismus der Friedensbewegung. Abenteuerliche Argumente und Wehleidigkeit prägen die Debatte.

Kennen Sie den? Eine Gruppe amerikanischer Touristen besichtigt die Moskauer Metro. Der russische Fremdenführer sagt, es handle sich um die älteste, aber auch modernste U-Bahn der Welt, sie sei absolut sicher und zuverlässig, nirgendwo auf der Welt würden mehr Passagiere pro Stunde befördert, sogar die Luft in den Stationen sei besser als auf der Strasse. Die



Amerikaner hören geduldig zu, schliesslich hebt einer die Hand und fragt: «Und wieso ist seit über einer halben Stunde kein Zug gekommen?» – Darauf der Fremdenführer: «Und warum werden in den USA die Neger verfolgt?»

Der Witz ist uralte, aber noch immer aktuell. Er spielt nicht mehr in der Moskauer U-Bahn, sondern in den Unterständen der deutschen Friedensbewegung, die in der Bonner Republik von der DDR ferngesteuert wurde und die inzwischen auf eigene Rechnung einen Opportunismus praktiziert, der zum Himmel stinkt. Auch die Pointe hat sich nicht verändert.

Der aussenpolitische Sprecher der Fraktion Die Linke (früher PDS, noch früher SED), Norman Paech, hielt am 17. Juni im Bundestag eine Rede zum Ausgang der Wahlen im Iran. Dabei sagte er, «wahrscheinlich» sei es zu «Unregelmässigkeiten bis hin zu massivem Wahlbetrug gekommen», warnte aber davor, das Ergebnis in Frage zu stellen. Schon einmal, im Jahre 2005, habe Achmadinedschad eine Wahl mit Zweidrittelmehrheit gewonnen. Bei dieser Gelegenheit wies Paech, ganz im Stil der Moskauer Metro-Experten, darauf hin, man solle nicht «die US-Präsidentschaftswahlen des Jahres 2000 vergessen, bei denen es zu massiven Unregelmässigkeiten in Florida gekommen ist, die nie ganz aufgeklärt wurden ...» Und im Jahre 2006, so Paech weiter, habe es «freie und faire Wahlen» in Palästina gegeben, deren Ergebnis «den grossen Mächten» nicht gefiel. «Wo war da die demokratische Empörung im Parlament?»

Paech schloss seine Rede mit einer Metapher und einer Empfehlung: «Zweifelloos ... geht der Iran mit einer neuen Epoche, vielleicht mit einer neuen Etappe seiner Revolution schwanger. Diese auszutragen, ist aber allein Sache des iranischen Volkes.»

Wäre Norman Paech ein Mediziner, müsste er sich wegen unterlassener Hilfeleistung ver-

antworten. Als Politiker freilich kann er es sich leisten, Partei für ein Regime zu ergreifen, das sein eigenes Volk als Geisel genommen hat.

Während Paech schnell reagierte, brauchte der «Bundesausschuss Friedensratschlag» zwei Wochen, um sich eine Meinung zu bilden. Am 27. 6. war es endlich so weit. In einer Erklärung zu den «Protesten und Unruhen im Iran» hiess

es: «Die Friedens- und Menschenrechtsbewegung hierzulande sollte sich nicht zum Richter über die Akteure im gegenwärtigen Machtkampf im Iran aufschwingen. Genauso wenig sollte sie sich auf die Seite irgendeiner Partei stellen.»

Bei so viel Äquidistanz zu den «Akteuren» im Iran lag es nahe, Angela Merkel Scheinheiligkeit vorzuwerfen. Hatte die Kanzlerin doch «die Menschenrechtsverletzungen im Iran angeprangert und das Regime aufgefordert, friedliche Demonstrationen zuzulassen», kurz zuvor allerdings «beim Nato-Gipfel in Strassburg/Kehl mit keinem Wort gegen die massive Behinderung der Anti-Nato-Proteste Einspruch erhoben». Im Grunde müssten die Iraner dankbar sein, dass sie von Achmadinedschad und nicht von Merkel regiert werden, denn: «Die sozialen Bewegungen in Deutschland können wahrlich ein Lied singen über Einschränkungen ihres Demonstrationsrechts sowie über den schleichenden Ausbau des Überwachungsstaates.»

Wehleidigkeit war schon immer ein Meister aus Deutschland und der Wunsch, überwacht und unterdrückt zu werden, das einfachste Mittel der Selbstüberschätzung. Die «sozialen Bewegungen in Deutschland», deren erfolgreichste die NSDAP war, hatten es schon immer schwer, heute würde jeder Gen-Mais-Gegner mit einem iranischen Oppositionellen tauschen, der im Teheraner Evin-Gefängnis mit Naturkost gefüttert wird. Denn der Iran ist eine lupenreine Demokratie, versichert uns das Zentralorgan der deutschen Friedensbewegung, die *Tageszeitung junge Welt*. Der Beweis: Im Iran wurden seit 1980 «mehr Präsidenten gewählt» als in jedem anderen Land der Welt: sechs, in den USA dagegen nur fünf.

Übrigens: Seit 1999 gibt es auch in Teheran eine U-Bahn. Sie soll die modernste der Welt sein.

Leuthard, Nause, Darbellay, Obama, Pelli

Ein «Leuthard», haben Spötter herausgefunden, sei das neue Mass für das maximale Gefälle zwischen populistischer Ankündigung und mickrigem Resultat. Nach der Aussage von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP), sie wolle für 40 000 Franken, einen Zehntel ihres Gehalts, einem jungen Akademiker eine Bundesstelle verschaffen, krebst die Ministerin in Raten zurück. Da dieser Hungerlohn von rund 3000 Franken pro Monat (brutto!) den Minimallohn des Bundes (4550 Franken) deutlich unterschreitet und damit weder Arbeitsplatzkosten noch Sozialleistungen gedeckt sind, könnte zu solchen Konditionen im Bundeshaus nicht einmal ein Hilfsbürolist angestellt werden. Die rund 40 000 Franken werden darum dem für die Anstellung von Praktikanten ohnehin vorgesehenen Kredit von einer Million gutgeschrieben. Rätselhaft bleibt, welche Wirkung (ausser Schlagzeilen) dieser Minibetrag erzielen soll. (upe)

Als bekannter Biertrinker wurde Reto Nause, bis Ende 2008 Generalsekretär der CVP, vor zwei Wochen von Parteipräsident Christophe Darbellay mit einer wahren Batterie von (vollen) Bierflaschen offiziell verabschiedet. «Ich hoffe», sagte Darbellay vor den Delegierten, «diese Menge reicht für eine Stunde.» Als neuer Polizeidirektor der Stadt Bern kämpft Nause nun dagegen, dass Jugendliche am 24. Juli am geplanten *botellón 2* in der Bundesstadt das Gleiche öffentlich tun. Er will den Anlass, der 2008 mit 1200 Trinkern friedlich, aber abfallreich über die Bühne gegangen war, verhindern. (upe)

US-Präsident Barack Obama hat es in seinem Wahlkampf erfolgreich vorgemacht, FDP-Präsident Fulvio Pelli schliesst sich ihm an. Seit Ende Mai ist er im Internet als Twitterer unterwegs. «Hey there! Fulvio Pelli is using Twitter. Join today», heisst es auf der Startseite. Der fröhliche Enthusiasmus endet leider bereits bei Pelli's Foto. Es zeigt ihn in der Wandelhalle des Bundeshauses, wie er ganz offensichtlich eine weitere Abstimmungsniederlage verdaut. Trotzdem: An Einsatz mangelt es Pelli nicht. Zwanzig Neuigkeiten hat er seinen Followers innerhalb eines Monats schon gezwitschert, darunter bahnbrechende Äusserungen wie «Vorsicht vor der Schuldenspirale Bundesrätin Leuthard!» (2. Juni, 2.45 Uhr) oder wichtige Neuigkeiten wie «Fulvio ist im Parlament» (8. Juni, 8.00 Uhr). Wir warten auf Fortsetzung und haben uns als Follower angemeldet. Pelli kann jeden gebrauchen. Hatte Obama während seines Wahlkampfes über eine Million, sind es bei Bundesratsanwärter Pelli 51. (aku)

Bani Sadr

Der erste Präsident des Irans nach der islamischen Revolution hofft heute auf eine weitere Revolution. Das herrschende System sieht er am Ende. Der Westen solle sich raushalten.



«Noch nie war das Regime so geschwächt»: Ex-Präsident Bani Sadr.

Die Repression gegen die Demonstranten ist massiv. Ist die Protestbewegung am Ende?

Das Regime wird alles versuchen, um die Opposition zu ersticken. Aber es wird ihnen nicht gelingen. Die Studenten finden neue Wege des Protestes: in der Nacht auf den Dächern, im Internet. Vor allem aber sind die Studenten nur die Anführer einer viel breiteren Bewegung, die sich längst auf alle Bevölkerungsschichten ausgedehnt hat. Dieses Mal erhebt sich das ganze Volk, die Studenten dirigieren die Bewegung nur.

Die Demonstranten sollen also nicht aufgeben?

Nein. Die junge Generation weiss, dass es für sie unter dem herrschenden System keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft gibt. Genau umgekehrt zur Revolution

1979, die dem ganzen Land Hoffnung gab. Die Reaktion des Regimes auf die Proteste zeigte, dass eine Reform innerhalb des Systems unmöglich ist. Was die Leute heute wollen, ist eine weitere Revolution, eine demokratische Revolution.

Gibt es andere Führer, die den Aufstand leiten könnten, falls Moussavi verhaftet wird?

Es ist niemand anders in Sicht, der zur Ikone werden könnte. Aber das ist nicht von grosser Bedeutung. Es sind nicht einzelne politische Führer, die diese Bewegung dirigieren.

Gibt es innerhalb des jetzigen Systems keinen Platz für eine Opposition?

Bis vor den Wahlen glaubte man daran. Nach den jüngsten Geschehnissen ist klar: Die Opposition kann nur noch ausserhalb des Systems existieren. Ich denke, die Leute haben das auch realisiert. Obwohl sein Regime

stark geschwächt ist, will Revolutionsführer Ali Chamenei nichts von seiner Macht abgeben. Darum hat er die ganze Gruppe der Reformer, mit denen er bisher zusammengearbeitete, ausgeschaltet. Heute scheint klar: Innerhalb des Systems können keine Änderungen mehr geschehen. Und genau deshalb ist das System tot.

Wie tief ist die Spaltung im höchsten Machtzirkel?

Es gibt seit langem einen Krieg zwischen den Mullahs und der militärisch-finanziellen Elite. Die Mullahs, die seit Jahrzehnten das Land regieren, werden zunehmend von Revolutionswächtern, religiösen Paramilitärs und Geheimdiensten verdrängt. Diese Leute beherrschen heute die Wirtschaft und die Politik und haben alle Schlüsselposten inne.

Viele hoffen auf Ex-Präsident Ali Rafsandschani. Als Vorsitzender des Expertenrats hat er verfassungsmässig das Recht, Revolutionsführer Chamenei abzusetzen. Ist er dazu imstande?

Es gibt Gerüchte, dass Rafsandschani für einen Sturz Chameneis die Unterstützung von 40 der 86 Mitglieder des Expertenrats habe. Ich glaube das nicht. Viele der Mitglieder wurden einst nur deshalb in den Expertenrat gewählt, weil Chamenei sie dort wollte. Und selbst wenn Rafsandschani die Mehrheit hinter sich hätte, wäre die Absetzung Chameneis kaum möglich, weil alle Machtmittel in dessen Händen sind. Er kann mit militärischen Kräften die Mitglieder des Expertenrats unter Hausarrest stellen.

Wie sollte der Westen reagieren?

Vor allem sollte er sich nicht in interne Machtkämpfe einmischen. Keinen Druck ausüben, keine Sanktionen aussprechen. Die Iraner haben einen starken Nationalstolz, und die Geschichte zeigt, dass es im Iran immer dann innere Veränderungen gab, wenn von aussen keine Einmischung kam.

Der Wächterrathat am Montag die Wahl offiziell als regulär bestätigt. Bleibt dem Ausland nun nichts anderes übrig, als Achmadinedschad als Präsidenten zu akzeptieren?

Ihn nicht anzuerkennen, würde den Bruch mit dem Regime bedeuten. Ich glaube nicht, dass der Westen dazu bereit ist. Achmadinedschad ist zwar offiziell Präsident, aber er ist nicht vom Volk legitimiert. Noch nie war das Regime so geschwächt. Der Westen wird mit Sicherheit davon Notiz nehmen und entsprechend handeln.

Abolhassan Bani Sadr, 76, war Weggefährte Ajatollah Chomeinis und der erste Präsident des Irans nach der islamischen Revolution 1979. Das Interview in voller Länge ist auf www.weltwoche.ch/banisadr nachzulesen.

Die Fragen stellte **Pauline Garaude**.

Fantasievoller Beitrag

Von Silvio Borner — Der bekannte Schweizer Publizist Roger de Weck fordert angesichts der Weltwirtschaftskrise einen neuen Kapitalismus. Die Replik des verärgerten Ökonomen.



Pauschale Vorwürfe: Kundgebung in Zürich gegen die «Milliarden-Abzockerei».

Die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise stellt nicht nur eine wirtschafts- und gesellschaftspolitische Herausforderung dar, sondern ruft auch nach intellektuell-wissenschaftlicher Aufarbeitung. Dabei ist nicht nur der Sachverstand der Ökonomen gefragt, sondern es müssen weitere sozial- und geisteswissenschaftliche Perspektiven einfließen. Diese erschöpfen sich freilich oft in pauschalen Vorwürfen an die Ökonomie als unverantwortliche Verführer für grenzenlose Gier und geilen Geiz. So erlebt der krude mechanistische Keynesianismus in der Krise seinen x-ten Frühling.

Dann ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Wiederauferstehung von fundamental-marxistischer Kritik am kapitalistischen oder marktwirtschaftlichen System. Bei solchen Weckrufen ist naturgemäss auch der «profiliertere Publizist» Roger de Weck mit von der Partie, der gemäss dem *Magazin* «schon vor den entfesselten Finanzkräften gewarnt hat, als Banker, Unternehmer und der internationale Kunst- und Kultur-Jetset den Neoliberalismus als eine Art globale Heilsideologie lebten und feierten».

Bei dieser Einleitung zu de Wecks fünfteiliger Serie über «Kapitalismus als Religion» wundere ich mich über die Rolle des «Kunst- und Kultur-Jetsets» bei der Entwicklung der

Finanzkrise. Das ist nun wirklich neu und originell, aber damit hat es sich dann auch. Und bei den entfesselten Finanzkräften stellt sich doch die naheliegende Frage, wer denn hier die Fesseln gelockert hat. Die wenig spektakuläre Antwort ist: die amerikanische Geld- und Wohnbaupolitik sowie die dösenden Aufsichtsbehörden. Autor de Weck wundert sich, dass trotz der Krise fast niemand dem System untreu wird, und erklärt dies mit dem religiösen Glauben. Er übersieht, dass bereits im 19. Jahrhundert in der traditionellen Lehre erklärt werden konnte, weshalb Finanzmärkte volatil und instabil sind – und es bleiben werden. Man kann sie höchstens abschaffen. Ein zentral geplantes sozialistisches System ist frei von Finanzkrisen; es produziert dafür permanente Versorgungskrisen. De Weck schreibt, der Kollaps des Sozialismus habe den Kapitalismus unsozialer werden lassen, weil die bösen Kapitalisten keine Angst mehr haben müssen, die Ausgebeuteten könnten zum Kommunismus überlaufen. Dies ist ziemlicher Unsinn, denn das Ende des Kollektivismus hat schliesslich einer schleichenden Sozialisierung der Marktwirtschaft Vorschub geleistet.

Weiter vermittelt uns der Autor die Einsicht, der Kapitalismus lebe nicht nur vom Produktionsfaktor Kapital, sondern ebenso vom Produktionsfaktor Arbeit. Um zu produzieren,

brauche eine Firma «Mitarbeiter und Geld». Hier offenbart der Publizist seine Unkenntnis erneut. In jedem liberalen Lehrbuch lässt sich eine Produktionsfunktion mit Kapital, Arbeit und Wissen als Inputfaktoren finden. Zusammen mit den Faktorproduktivitäten bestimmen diese die Wirtschaftsleistung.

Kapitalismus bedeutet mitnichten, dass die Bedeutung der Arbeit negiert wird. Er heisst so, weil in diesem System Produktionsmittel, das sogenannte Realkapital, sich in Privateigentum befinden. Moderne Staaten, moderne Unternehmen hätten sich ohne Kredit-, Obligationen- und Aktienmärkte nie entwickeln können. Diese Märkte dienen der Finanzierung staatlicher und privater Investitionen, die den Kapitalstock vergrössern, das Wissen mehren und die Produktivität der Arbeit erhöhen, so dass die Löhne der Arbeitskräfte nachhaltig steigen können.

De Weck schreibt: «Fährt der Kapitalismus fort, das Kapital zu bevorzugen und die Arbeit zu benachteiligen, wird er wirtschaftlich und politisch noch krisenanfälliger.» Der Kapitalismus als gottähnlicher Akteur. Unser Wirtschaftssystem ist jedoch nur ein Geflecht von demokratisch fixierten Spielregeln, die man ändern kann und nach der Krise teilweise wohl auch ändern muss. Die angebliche Benachteiligung der Arbeit begründet de Weck mit der tendenziell abnehmenden Steuerbelastung der Kapitalbestände und Kapitaleinkommen zu Lasten steigender Einkommens- und Konsumsteuern. Jeder Erstsemester weiss, dass die Steuerüberwälzung entscheidend ist. Maschinen-, Hundesteuern oder eben auch Kapitalsteuern landen immer bei den Arbeitnehmern und Konsumenten.

Die Gier der anderen

Moralisierend ist der Text, der Verweis auf die «Gier», die Forderung nach «Mässigung» fehlen nicht. Angesprochen ist immer die Gier der anderen: der Banker, der Unternehmer, der Spekulanten. Auch die biedere Witwe, die – aus Gier – mit Erspartem strukturierte Produkte kauft. Der brave Hausmann, der seine Immobilie – aus Gier – belehnt, um dann besser rentierende Papiere zu kaufen. Der Mensch ist seit Jahrtausenden biologisch und intellektuell auf dem heutigen Stand. Es braucht also wirklich Fantasie, zu glauben, er habe in wenigen Monaten tatsächlich eine «Giermutation» durchgemacht. Wer ist hier ideologisch oder religiös? Die nächsten Folgen der Serie werden diesen Zusammenhang zweifellos erhellen. Ich selber werde mich auf die Kolumne von Michèle Roten beschränken. Die ist kürzer, und die Autorin nimmt sich selber auf den Arm. Nicht die für dumm verkauften Leser.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Schrecklicher Richter

Von Christoph Mörgeli

Die Genossen haben's genossen. Regine Aeppli, Markus Notter, Corine Mauch und Adolf Muschg waren hingerissen vom deutschen Theaterrevolutionär Peter Stein. Und fanden es köstlich, wie Stein über die «fränklifizierte Stadt» höhnte. Nachdem er den Zürcher Festspielpreis von 50 000 Steuerfranken abkassiert hatte. Auch Steins Inszenierung des Kleist-Klassikers «Der zerbrochene Krug» gefiel. Vor allem die tragikomische Figur des Dorfrichters Adam. Zum Glück spielt das Stück vor zweihundert Jahren in den Niederlanden. Sonst hätte die SP-Schickeria noch über die graue Gegenwart und hiesige rote Richter nachdenken müssen.

Der Richter Adam unserer Tage ist Sozialdemokrat und heisst Dr. Ernst Roduner: Ankläger und Angeklagter, Verfolger und Verfolgter, gerissen und doch erbärmlich. Eines von vielen Beispielen aus dem Sündenregister dieses Untersuchungsrichters: Roduner wurde verurteilt, weil er sich selber ein Drohfax schickte, um elegant aus dem Justizskandal um Bankier Oskar Holenweger auszusteigen. Das war kein Notschrei eines überforderten Ermittlers. Das war die wohlüberlegte, bösartige Kriminalisierung eines Mitbürgers durch einen Justizbeamten.

Roduner denke in Gut und Böse, Schwarz und Weiss – schreibt das *Magazin*. Darum landete der entfesselte Sozi seinen grössten Coup: Er raste nach Stuttgart in der Hoffnung, die dort konfiszierten Notizen Holenwegers bewiesen ein Komplott des SVP-Justizministers zur Absetzung des Bundesanwalts. Die böse Rechte stünde am Schandpfahl, die gute Linke auf der Siegestsäule. Roduner reichte die Dokumente unverzüglich an die Bundesanwaltschaft weiter. Und legte damit die Zündschnur zu jener Detonation, die Christoph Blocher aus dem Amt sprengte.

Bundesanwalt Beyeler und das Untersuchungsrichteramt wollten die Fax-Affäre vertuschen und Roduner aus «gesundheitlichen Gründen» pensionieren. Noch immer behauptet der schreckliche Richter, er sei öfter via Telefonbeantworter aufgefordert worden, die Ermittlungen gegen Holenweger aus Rücksicht auf seine Familie einzustellen. Die Telefonstory ist so unglaublich wie die Faxstory. Es geht um Irreführung der Rechtspflege und falsche Anschuldigungen. Die zuständige Staatsanwältin findet das «unerheblich». Sie ist wie Roduner SP-Mitglied. Aber auch das ist selbstverständlich unerheblich.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Cargo Tube und Rapid-Express

Von Peter Bodenmann — Neue Projekte in der Pipeline: Güterverkehr in die Röhre. Zürich–Bern in zwanzig Minuten.



Eisenbahn im Wunderland: Modellwelt von Frederik Braun in Hamburg.

In der Speicherstadt Hamburg fahren jeden Tag 800 Züge gleichzeitig durch ein Wunderland. Bestandteil der Welt des Eisenbahnfreaks Frederik Braun ist neu auch die Schweiz mit bis zu sechs Meter hohen Bergen. Bereits haben mehr als fünf Millionen Menschen diese einmalige Ausstellung besucht. Alles funktioniert, auch dank perfekt abgestimmten Geschwindigkeiten.

In der Schweiz wollen alle neue Eisenbahnen bauen. Ein unterirdisches Tunnelsystem soll die wichtigen Orte der Schweiz miteinander verbinden. Durch die neuen Tunnels mit nur vier Meter Durchmesser schieben selbstgesteuerte Wagen Güterpaletten hin und her. Zuverlässig, schnell, umweltfreundlich, flexibel und wirtschaftlich. Dies dank dem Rohrpostsystem Swiss Cargo Tube.

Kurz nach der Beerdigung der Swissmetro soll jetzt der Swiss-Rapide-Express die Fahrzeit von Zürich nach Bern auf 20 Minuten senken. Um kurz darauf auch Basel und Lausanne anzubinden. Dies dank 300 Kilometer schnellen Kompositionen auf der Basis der weltweit erfolgreichen Transrapid-Technologie.

Swiss Cargo Tube und Swiss-Rapide-Express sind keine realistischen Lösungen. Sie legen aber die Finger in die offenen Wunden der SBB. Eine gigantisch teure Infrastruktur transportiert relativ wenig Personen und Waren zu langsam und zu teuer durch die Gegend. Und dies, obwohl alle Mitarbeiter ihr Bestes geben.

Der Grund: Langsame Güterzüge und schnellere Personenzüge verursachen toxische Handorgeln im Fahrplan. Und senken so die Kapazitäten und Durchschnittsgeschwindigkeiten. Die Hauptschlagadern der SBB verstopfen langsam, aber sicher.

Die Strecke von Zürich nach Bern ist nur gut 100 Kilometer lang. Die neuen Personenzüge sind 250 Kilometer schnell. Fast so schnell wie Swiss-Rapide-Express. Trotzdem dauert die Fahrt nicht 20 Minuten, sondern eine Stunde.

Wenn ein Zug mit einer konstanten Geschwindigkeit von nur 160 Kilometern unterwegs wäre, würde er Zürich–Bern in gut 40 Minuten schaffen. Und 35 Minuten später in Brig eintreffen.

Von morgens 6 bis abends 20 Uhr müssten die Geschwindigkeiten aller Züge im schweizerischen Schienennetz auf 140 bis 160 Kilometer harmonisiert werden. Die Fahrzeiten würden sinken und die Kapazitäten sich vervierfachen.

Alle sieben Jahre wird der gesamte Lastwagenpark erneuert. Güterwagen leben so lange wie alte Elefanten. Deshalb sind sie technisch überholt. Man kann sie – mit einem zukunftsorientierten Tarifsystem – tagsüber nicht diskriminierend und europakompatibel von den SBB-Strecken blasen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Do it yourself

Von Kurt W. Zimmermann — Frage der Woche: Warum arbeiten Chefredaktoren lieber für IWC und Coop als für *Annabelle* und *Blick*?

In diesen tristen Tagen wollten wir wieder einmal glückliche und lachende Journalisten sehen. Wir fuhren darum nach Berlin.

In Berlin fand letzte Woche der jährliche Kongress der deutschsprachigen Corporate Publishers statt. Corporate Publishing unterscheidet sich nur in einem Punkt vom sonstigen Verlagsgeschäft. Die Journalisten arbeiten nicht im Dienste der Öffentlichkeit – oder glauben das zumindest nicht. Sie arbeiten im Dienste eines Unternehmens.

Sonst gibt es keine Unterschiede. Die Qualität der journalistischen Arbeit ist in der Unternehmenskommunikation genauso gut wie im klassischen Zeitschriftenhandwerk, mitunter sogar besser. Kunden- und Mitarbeitermagazine von Konzernen wie BMW, Audi, Post, Orange und Credit Suisse gehören zur Spitzenklasse im Hochglanz-Segment.

Corporate Publishing ist derzeit die einzige Mediensparte mit einer soliden Zukunftsperspektive. Während TV, Radio, Zeitschriften und besonders Zeitungen den Bach hinuntergehen, hält sich die journalistische Unternehmenskommunikation glänzend. 2008 legte man noch um über 13 Prozent zu. Auch im Krisenjahr 2009 bleiben die Umsätze stabil.

Wir haben darum in Berlin viele glückliche und lachende Journalisten gesehen. Viele von ihnen haben aus dem traditionellen Journalismus auf die CP-Seite gewechselt.

Auch in der Schweiz ist erstaunlich, wie viele bekannte Chefredaktoren von Publikumstiteln mittlerweile im Corporate Publishing arbeiten. Der frühere *Bilanz*-Chefredaktor Medard Meier leitet heute das Magazin von IWC. Der frühere *Sonntagsblick*-Chef Christoph Grenacher produziert das Kundenmagazin von Axa Winterthur. Der frühere *Aargauer Zeitung*-Chef Markus Gisler lancierte die Zeitschrift der Fachhochschule Winterthur. Die frühere *Annabelle*-Chefin Christa Löpfe tat dasselbe für Toyota. Der frühere *Facts*-Chef René Lüchinger gibt nun in seiner Publishing-Firma einen Titel für Coop heraus. Der frühere *Blick*-Chef Sacha Wigdorovits übernahm die Mitarbeiterzeitung der Post. Der frühere *Basler Zeitung*-Chef Ivo Bachmann macht nun ein Blatt für die Spitex-Organisation.

Die Namenliste erklärt gut, warum Corporate Publishing dermassen im Aufwind ist. Früher arbeiteten PR-Fuzzis und erfolglose Journalisten für Kundenzeitschriften. Heute ist es auch die Elite der Schweizer Printmedien. Die meisten der genannten Chefredaktoren stiegen nach einem Abgang definitiv aus den klassischen Medien aus.



Im Aufwind: Ex-Chefredaktor Medard Meier.

Denn zugleich hat sich das journalistische Umfeld der zwei verwandten Branchen stark verändert. Die journalistische Unabhängigkeit ist heute im Corporate Publishing mitunter grösser als im traditionellen Mediengeschäft.

Journalisten von traditionellen Titeln müssen immer stärker auf ihre Anzeigenkunden Rücksicht nehmen. Kritische Artikel sind besonders in Zeitschriften nicht mehr gefragt. Die Journalisten werden zusehends zu Dienern ihrer hundert grössten Inserate-Herren.

Journalisten im Corporate Publishing sind nur Diener eines einzigen Herrn. Über den dürfen sie zwar auch kein böses Wort verlieren. Dafür sorgt er für Arbeitsbedingungen, von denen man in den sogenannten unabhängigen Medien oft nur träumt. Im Corporate Publishing kann man heute oft länger und tiefer recherchieren als im Produktionsdruck der verkauften Presse. Auch in optische und grafische Gestaltung wird mehr investiert.

Der Aufschwung des Corporate Publishing zeigt auch schön den generellen Paradigmenwechsel in der Öffentlichkeitsarbeit. Noch vor zehn Jahren bemühten sich die Unternehmen um gute Kontakte zu den Medien. Sie sagten: Wir brauchen die Journalisten, um unsere Botschaften zu vermitteln.

Heute sagen viele Unternehmen: Was brauchen wir die Journalisten? Wir machen es selbst.

«Rückfall ins Mittelalter»

Von Peter Keller

Bundesrat Ueli Maurer fordert, die Namen von Hooligans sollten im Internet mit Bild veröffentlicht werden. Andere wollen frei zugängliche Register, in denen Sexualstraf-täter aufgelistet sind. Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf jedoch hält solche Pläne für einen «Rückfall ins Mittelalter».

Tatsächlich wurden im Mittelalter auf öffentlichen Plätzen Menschen angeprangert. Im Obwaldner Kantonshauptort Sarnen befindet sich noch heute neben dem Rathaus ein Stein und daran mit Kette ein Halseisen befestigt. Um Personen der öffentlichen Schmä-hung auszusetzen. Der Verurteilte verlor seine Ehrbarkeit, und Passanten durften ihn straflos verprügeln und bespucken.

Man könnte auch sagen, im Mittelalter hatten die Menschen durchaus noch Sinn für anschauliche Strafen. Wer beispielsweise Gott lästerte, dem wurde die Zunge rausgeschnitten. Was Bundesrätin Widmer-Schlumpf vielleicht auch interessieren dürfte, Verräter wurden damals viergeteilt. Als nach dem Zweiten Kappeler Krieg (1531) die katholischen Streiter den bereits toten Reformator Ulrich Zwingli fanden, stellten sie seine Leiche vor ein Spontangericht. Daraufhin vierteilten die Inner-schweizer den Zürcher Geistlichen (wegen Ver-rats) und verbrannten ihn (wegen Ketzerei).

Der Strafvollzug hatte reinen Vergeltungs-charakter. Keinen Richter interessierte die schlimme Kindheit, noch sollte die Strafe den Kriminellen zu einem guten Bürger verwandeln – oder wie es in korrektem Psychodeutsch heisst: resozialisieren.

Niemand verlangt heute ernsthaft, dass Mörder wieder gerädert oder Prügelstrafen wieder eingeführt werden. Doch die grassierende Kuscheljustiz, wo Vergewaltiger nicht selten bloss eine bedingte Geldstrafe erhalten und Gefängnisse ein Freizeitangebot bereithalten, das einem Pauschalurlaub alle Ehre machen würde, lässt den Ruf nach mehr Härte im Strafvollzug laut werden.

Widmer-Schlumpf hält das Mittelalter für einen finsternen Aussetzer in der Menschheits-geschichte. Dabei könnte die moderne Justiz durchaus von der hochmittelalterlichen Theologie lernen. Etwa von Thomas von Aquin (1225 bis 1274), der über die menschliche Ambivalenz schrieb: «In uns lebt die Lust der Tiere. In uns lebt auch die Lust der Engel. Beides zugleich.»

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

«Dank Ritalin wurden vordem gehasste Störenfriede zu geschätzten Schulkameraden und Freunden.» Annemarie Reich



Völlig andere Schlüsse: Wissenschaftler Feuser.

Handgestrickte, realitätsferne Ratschläge
Nr. 26 – «Ritalin ist ein Verbrechen»;
Daniela Niederberger im Gespräch mit
Sonderpädagogik-Professor Georg Feuser

Einen solchen Titel zu setzen, ist ein Verbrechen! Und ein Schlag ins Gesicht betroffener Kinder und von deren Eltern. Letzteren wird vom Sonderpädagogik-Professor vorgeworfen, sie hätten zu ihren Kindern eine zu wenig starke Bindung, sie gäben ihnen zu wenig Zu-

wendung und seien deshalb schuld daran, dass ihre Kinder so schwierig seien. In den 37 Jahren, in denen ich als schulische Heilpädagogin vorwiegend ADHS-Kinder unterrichtete, bin ich auf der ganzen Linie zu völlig anderen Schlüssen als Professor Feuser gekommen. Mit seinen handgestrickten, realitätsfernen Ratschlägen wären ich und die Eltern meiner Schüler nicht weit gekommen: Dank Ritalin (und begleitenden Massnahmen) gewannen die ADHS-Kinder ihr Selbstwertgefühl zurück, denn sie verbuchten sofort Erfolgserlebnisse in der Schule und zu Hause. Die vordem gehassten Störenfriede der Klasse wurden zu (von den andern Kindern) geschätzten Schulkameraden und Freunden. Sie verzweifelten nicht mehr an ihrem Unvermögen, sich zu konzentrieren, sondern genossen es, auf allen Ebenen verdientes Lob und Anerkennung zu bekommen. Hier als Ausblick noch ein paar Fragen und Gegenfragen/Antworten: ADHS soll keine Krankheit sein? Warum anerkennt die IV seit Jahrzehnten ADHS als Geburtsgebrechen? Seit der Abschaffung der Sonderklassen soll die Integration dieser Kinder gelungen sein? Die heutige Realität zeigt verzweifelte «Normalklassenlehrer/-innen» und schwer ausgegrenzte ADHS-Kinder, welche zum Teil sogar Selbstmordfantasien äussern. Warum erlaubt sich wieder jemand (auch wenn oder weil er Professor ist), zu behaupten, Ritalin sei eine Droge? Ist es der Neid auf den Pharmariesen Novartis? Müssten dann nicht auch zum

Beispiel die Optiker, welche den sehbehinderten Kindern Brillen anpassen, verunglimpft werden? Oder die Insulinhersteller, die Medikamente für Kinder mit Diabetes verkaufen?
Annemarie Reich, Mönchaltorf

Ein Spezialist ist jemand, der von immer weniger immer mehr weiss, bis er zuletzt von nichts alles kennt: Professor Feuser ist angekommen. Abgesehen davon, dass der Begriff «integrative Sonderschulung» in sich einen Widerspruch darstellt, überschreitet das Bild, das er von «integrativer Schulung» zeichnet, die Grenzen zu übler Nachrede. Gerne lade ich Professor Feuser ein, sich vor Ort ein Bild von der Wirklichkeit zu machen.
Ignaz Schmucki, Schulleiter in Thun

Anhand der exorbitanten Zunahme der Diagnosestellung ADHS lässt sich eine zunehmende Biologisierung der Kinder- und Jugendpsychiatrie erkennen. Sogenannt per Konsens definierte Verhaltensabweichungen werden nur noch auf dem Hintergrund sogenannt hirnorganischer Störungen betrachtet: ADHS soll das Resultat einer genetisch bedingten Stoffwechselstörung sein. Psychisches und dessen Verhaltensfolgen werden in diesem biologistischen Verständnis nicht mehr als mögliche Folge innerpsychischer und zwischenmenschlicher Abläufe verstanden, die in einem lebensgeschichtlichen sowie gesellschaftlichen Zusammenhang stehen können, sondern sogenannt psychische Auffälligkeiten werden auf rein biologische Ursachen zurückgeführt, was einer Pathologisierung der kindlichen Entwicklung gleichkommt. Diese Blickwinkelverengung, die sich in der Praxis nicht mehr auf das Verstehen, sondern nur noch auf das Erkennen von Symptomen beschränkt, verengt den therapeutischen Spielraum auf eine rein medikamentöse Behandlung: Dem Methylphenidat wird eine prioritäre Bedeutung beigemessen. Abgesehen davon, dass hinter dieser Diagnose ein ungeklärter Normalitätsbegriff steht, sind auch die Diagnosekriterien völlig unscharf. Bis heute gibt es keine validen Testsysteme für die Diagnose von ADHS. Stattdessen offenbart der Symptomkatalog von ADHS, wie fragwürdig die Diagnosekriterien sind. Kinder, die unter Umständen noch nicht in der Lage sind, die emotionalen Grundbedingungen zur adäquaten Aneignung des schulisch geforderten Lernstoffs bereitzustellen, werden auf der Ebene einer Organpathologie als krank diagnostiziert und in der Folge medikamentös behandelt. Die rasante Zunahme an Medikamentenverschreibungen, und dies trotz mangelnder Evidenz sowohl für die Genese von ADHS wie auch für dessen Diagnostik, lässt den Verdacht aufkommen, dass hier Koalitionen wegen finanzieller Interessen bestehen, die einer ausschliesslichen Medikation das Wort reden. Dr. Johannes Schmid, per E-Mail

BERGBAHNEN, SPA-WELLNESS INKLUSIVE!

BADEFERIEN IN DER GLETSCHERWELT

Einmalige Engadiner Sommer-Erlebnisse!
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich –
Kinderclub – Tennis (kostenlos) – Wandern – Golf –
Reiten – Surfen – Biken...

Zimmer/Frühstück ab CHF 140.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 18. Oktober 2009

CP CRESTA PALACE

CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P. + E. Herren

Selbst der Bandwurm ist gescheiter

Nr. 26 – «Schikanen, Tricks, Beutezüge»;
Philipp Gut über Schweizer Verkehrspolitik

Alle Jahre wieder erfindet das Uvek neue Abgaben für den Strassenverkehr, die aber für alles andere verwendet werden. Von Linken und Grünen getragen, schreitet man zur Umverteilung. Privater und Berufsverkehr sind die Geschöpften. Wie lange noch? Bis die Wirtschaft kollabiert? Selbst der Bandwurm ist gescheiter als viele Leute im Uvek. Er frisst und scheidet giftige Stoffwechselprodukte aus, mit Mengenbeschränkung, damit sein Wirt ordentlich weiterleben kann. Zudem ist der Bandwurm ehrlich: Er gibt nicht vor, zugunsten des Menschen zu handeln. Hinzufügen lässt sich nur noch: Das Volk hat die Regierung, die es wählt – und offenbar verdient!

Dr. Pierre Wettstein, per E-Mail

Umweltverbrechen allererster Güte

Nr. 26 – «Eine Stadt riegelt sich ab»;
Andreas Kunz über den Zürcher Stadtverkehr

Zu diesem Artikel kann ich nur gratulieren. Vorab möchte ich bemerken, dass ich grundsätzlich nicht für uneingeschränkten Freizeitindividualverkehr bin. In der Realität geht es aber nicht ohne Berufs- und Individualverkehr. Eine Stadt besteht bekanntlich nicht nur aus Erholungszonen, sondern lebt vor allem vom Gewerbe, von der Industrie, den Dienstleistern etc. Diese Leute sind gezwungen, in die Stadt zu fahren, um auch den rot-grünen Städtern ihr «umweltbewusstes», bequemes Leben mit Einkaufs-, Unterhaltungs-, Kultur- und Erholungsmöglichkeiten und öffentlichem Verkehr zu ermöglichen. Ein Grossteil dieser Leute arbeitet unregelmässig und zu unmöglichen Zeiten, zu denen keine öffentlichen Verkehrsmittel zur Verfügung stehen oder die Arbeitswege unnötig lang werden. Was die rot-grüne Stadtregierung hier abzieht, kann nur als Umweltverbrechen allererster Güte bezeichnet werden. Zudem ist es ein mutwilliges Verschliessen der Augen vor der Realität. Der Verkehr kann nicht nur aus verwildertem Fahr-

radverkehr bestehen, der sich über alle Verkehrs- und Anstandsregeln hinwegsetzt und von der gleichen Stadtregierung uneingeschränkt gefördert wird. Das Schienennetz im Hauptbahnhof Zürich ist voll ausgenutzt und am Anschlag. Bekanntlich sind wir in allen Lebensbereichen nur miteinander stark. Dies setzt aber auch eine gewisse Weitsicht und Einsicht voraus, die der Stadtregierung von Zürich offensichtlich abgehen.

Peter Tobler, Horgen

Seit Jahren dasselbe Elend. Die «Weltstadt» Zürich bringt es schlicht nicht fertig, eine Verkehrspolitik zu gestalten, die diesen Namen auch verdient. Erst wenn das Gewerbe, der Tourismus, der Konsum etc. zusammengekracht sind, könnte möglicherweise überlegt werden, was man hätte tun können.

Barbara Grunder, Zürich

Mehr als Wind und Sonne

Nr. 26 – «Teuer und ineffizient»;
Horst-Michael Prasser über erneuerbare Energiequellen

Die Atomenergie steht ungerechtfertigt im Ruf, günstigen Strom zu produzieren. In Wahrheit handelt es sich um eine Branche, bei der trotz Privatisierung in realsozialistischer Manier immer noch der Staat haftet, falls etwas schiefgeht. Die Befürworter der Kernenergie behaupten oft, der Kernkraftstrom sei preiswerter im Vergleich zu anderen, insbesondere erneuerbaren Energien. Betriebswirtschaftlich trifft dies sicherlich zu, da die Kernkraftwerke inzwischen grösstenteils abgeschlossen sein dürften. Bei der Rentabilitätsberechnung des Kernkraftstroms fehlen indes mehrere entscheidende Kostenblöcke, die als betriebsexterne Kosten für die Gesamtheit der deutschen Volkswirtschaft anfallen. In Deutschland betragen die günstigen Produktionskosten für Ökostrom bei Windkraftstrom 0,06 Euro pro Kilowattstunde. Wenn aber, volkswirtschaftlich gesehen, der Kernkraftstrom mindestens doppelt so viel kostet wie die erneuerbaren Energien, warum soll sich das Volk

dann diese entsetzliche Umweltproblematik der Kernenergie weiterhin «ans Bein binden»? Es muss gelten: So viel erneuerbare Energien wie irgend möglich und so wenig Kernenergie wie unumgänglich notwendig. Es gibt auch grundlastfähige erneuerbare Energien, zum Beispiel Biomasse und Geothermie. Es gibt nicht nur Wind und Sonne. Wegen der Treibhausgefahr auf Kernkraft zu setzen, hiesse, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben zu wollen. In 32 Jahren, die der Atomausstieg vorsieht, müsste eine Industrienation wie Deutschland doch in der Lage sein, diesen Strukturwandel hin zur dezentralen erneuerbaren Energieerzeugung zu bewältigen. Jeder lange Weg beginnt nun einmal mit dem ersten Schritt, sprich mit dem ersten Kernkraftwerk, das abgeschaltet wird. Das würde ein Endlager zwar nicht überflüssig machen, aber das Entsorgungsproblem nicht unnötig zusätzlich vergrössern. Schadensbegrenzung ist angesagt. *Ulla Veith, Vorstandssekretärin Bundesverband Christliche Demokraten gegen Atomkraft, Mainz (D)*

Auf den Tisch gebracht

Nr. 26 – «Justiz vs. Weltwoche»;
Interna zur Verurteilung der Autoren
Philipp Gut und Daniel Ammann

Endlich ist der ammannisch gute Griff in Lucrezias Schatztruhe gebührend gewürdigt und amtlich gestempelt worden. Die GPK (Gemeinpeinliche Komplottschmiede) hat uns ein tolles (H)Aha-Erlebnis beschert. Die *Weltwoche* brachte verdankenswerterweise auf den Tisch, was andere gerne unter den Teppich gekehrt hätten. *Armin Binotto, Dorf*

Korrigendum

In der Bildlegende auf Seite 42 (*Weltwoche* Nr. 26/09) ist uns ein Fehler unterlaufen: Zu sehen ist nicht die Appenzeller, sondern die Glarner Landsgemeinde. Auf Seite 6 im Inhaltsverzeichnis war hingegen tatsächlich die Appenzeller Landsgemeinde zu sehen. Wir entschuldigen uns für diese Verwechslung. *Die Redaktion*

AHV plündern - Steuern erhöhen?

NEIN. Denn immer neue Prämien- und Preisaufschläge mitten in der Krise belasten Menschen und Wirtschaft bereits jetzt im Übermass. Zum Leben bleibt immer weniger!

NEIN. Denn die AHV darf nicht zugunsten der überschuldeten Invalidenversicherung mit 5 Milliarden Franken geplündert werden. Um der IV wirklich zu helfen, muss der Missbrauch konsequent bekämpft werden. Deshalb: Hände weg von unserer AHV!



Handschellen in Rosarot

Schwule Tiere, schwule Offiziere, schwule Polizisten, Euro-Pride- und Gay-Paraden: Was als berechtigter Protest begann, ist zum schrillen Kult geworden. Neu werden auch Schulen bearbeitet, als «letzte heterosexuelle Bastion». Die Homosexualisierung der Gegenwart erreicht Rekordwerte. *Von Philipp Gut*

Es ist Donnerstag, der 25. Juni 2009. Im Chinese Theatre in Los Angeles verrichtet man die letzten Handgriffe. Am Abend soll hier erstmals «Brüno» gezeigt werden, der neue Film von und mit Sacha Baron Cohen («Borat»). In die Vorbereitungen platzt die Nachricht vom Tod Michael Jacksons. Trauernde Fans strömen auf den Hollywood Walk of Fame, um dem verstorbenen Musiker ihren Respekt zu erweisen. Jacksons Stern, das Ziel der Menge, ist unmittelbar vor dem Kino in den Boden eingelassen. Scheinwerfer, Lautsprecher, Tribünenbauten für das «Brüno»-Spektakel verunmöglichen den Zugang.

Michael Jacksons Handynummer

Doch damit nicht genug: Jackos Ableben (Seite 45 und 54) zwingt die Verantwortlichen zu einem Eingriff in den Film. Hastig schneiden sie eine Szene heraus, die an diesem Tag nicht goutiert würde. Sie zeigt den stockschwulen Titelhelden, wie er – auf einem Mexikaner rei-

tend – Jacksons Schwester LaToya interviewt. Ob er ihren iPod haben könne, fragt Brüno. Die Schöne bleibt für ihn bloss Mittel zum Zweck: Er will die Telefonnummer ihres Bruders. Er will Michael.

Mit dem Vorfall von Hollywood hat die Wirklichkeit einen Film eingeholt, über den seit Wochen heiss bis warm diskutiert wird. In

Im Zürcher Zoo fanden Führungen zu homosexuellen Tieren statt.

der Schweiz startet «Brüno» am kommenden Donnerstag. Und auch hier gibt die Tuntensatire, wie überall, bereits vor der Premiere zu reden. Die Meinungen der Voraus-Interpreten gehen merkwürdig auseinander: Während die einen den Film für eine «beleidigende» Attacke auf die Schwulen halten, sehen die andern in ihm eine «Entlarvung der Homophobie».

Gemeinsam ist den gegensätzlichen Einschätzungen, dass sie unglaublich politisch korrekt sein wollen und ja nichts Böses über die Schwulen sagen.

Man könnte die Sache auch etwas unverkrampfter betrachten. Wäre es nicht möglich, dass «Brüno» mit satirischen Mitteln die Realität zur Kenntlichkeit entstellt? Kann es sein, dass sich der Film zu Recht über das seit Jahren anschwellende Theater um Schwule, Lesben und die Bedeutung sexueller Veranlagungen in der Öffentlichkeit lustig macht? Nichts gegen persönliche Vorlieben, aber die Homosexualisierung der Gegenwart erreicht Rekordwerte.

Brüno würde vermutlich vom Tanz um den «goldenen Kugelsack» sprechen. Wir wollen es etwas nüchterner halten. Unsere These lautet: Es ist ein irritierender Kult um die Schwulen entstanden, Homosexualität ist zu einer Art Religion geworden. Wer sich outet, wird zum leuchtenden Märtyrer einer bekennenden Kirche. Wer sich dem Kult widersetzt, den



Warme Diskussionen: Sacha Baron Cohen (Mitte) als «Brüno».

trifft der Bannstrahl. Wie in allen Glaubenssystemen gilt auch hier: Wer die Stirn runzelt, gehört nicht dazu. Die Schwulenparty will nicht gestört werden.

Das erstaunt, auch vor dem Hintergrund der Geschichte. Die moderne Homosexuellenbewegung ist jung, in diesen Tagen hat sie ihr vierzigjähriges Jubiläum gefeiert. Kaum eine andere Emanzipationsbewegung hat in so kurzer Zeit so viel erreicht. Von Ächtung und Diskriminierung kann keine Rede mehr sein. Einst verlacht und verfolgt, üben Homosexuelle heute selbstverständlich alle erdenklichen Bürgerrechte aus.

Gefördert vom Staat

Besonders akzeptiert sind sie in der Schweiz. Im Jahr 2005 hat der Souverän mit 58 Prozent der Stimmen sogar ja gesagt zu den eingetragenen Partnerschaften – in der weltweit einzigen Volksabstimmung zum Thema.

Doch die rechtliche Gleichstellung macht bloss einen Teil des triumphalen Aufstiegs aus. Die Anerkennung, die Homosexuelle genießen, geht weit darüber hinaus. Der Staat fördert sie, die Gesellschaft buhlt um ihre Gunst. Die Schwulen bestimmen heute, wie über Schwule zu denken und zu sprechen ist.

Und vor allem, worüber man nicht sprechen darf. Der Punkt scheint erreicht, wo die Propagierung des eigenen Lebensstils auf Kosten der

Meinungsäusserungsfreiheit ins Intolerante kippt. Jüngstes Beispiel ist der Fall von Carrie Prejean, die den Titel einer Miss California wegen kritischer Äusserungen zur Homoehe abgeben musste (*Weltwoche* Nr. 26, 25. 6. 09).

Längst haben die Schwulen den Spieß umgedreht. Belege dafür drängten sich in den letzten Tagen und Wochen geradezu auf. In Berlin zogen am Samstag aus Anlass des Christopher Street Day Zehntausende von Lesben und Schwulen zum Brandenburger Tor, angeführt vom schwulen Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD). Riegelt man für diskriminierte Minderheiten ganze Innenstädte ab?

Ähnliches gilt von der Euro-Pride in Zürich. Das Hochamt der internationalen Homogemeinde dauerte vom 2. Mai bis zum 7. Juni, länger als einen Monat. Dabei überboten sich öffentliche Hand und private Sponsoren mit Unterstützungsleistungen. Entsprechend ging der Dank der Veranstalter an unzählige Stellen: ans Stadtpräsidium, an den Stadtrat, das Präsidialdepartement, das Polizeidepartement, das Amt für Bewilligungen, die Elektrizitätswerke, an Grün Stadt Zürich, die Wasserwerke, das Tiefbauamt, an Schutz und Rettung, die Zürcher Aids-Hilfe, an Zürich Tourismus sowie an den Regierungsrat, die Kantonalverwaltung, den Lotteriefonds (er überwies 100 000 Franken), die Standortförderung und die Greater Zurich Area. Unter den Sponsoren

waren British Airways, Campari, Coca-Cola, Nivea, Red Bull, die SBB und andere mehr.

Zum Kult um die Schwulen gehört die Anbiederung. Sacha Baron Cohen hat als PR-Gag zur Lancierung seines Films in den Niederlanden den Rotlichtbezirk von Amsterdam in «Pink Light District» umbenannt. Doch auch hier hinkt die Satire der Wirklichkeit hinterher. Zum 25-Jahr-Jubiläum der Bewegung (1994) strahlte New York das Empire State Building zwei Tage lang in den Farben Rosa und Fuchsia an. Tel Aviv stellte vergangenen Monat anlässlich der Gay Pride Parade auf Regenbogenbeleuchtung um. Und auch Zürich übt sich in chamäleonhafter Anpassung. Die Stadt hisste – neben dem Schweizerkreuz und dem *Züri*-Wappen – während der Euro-Pride die Homofahne.

Das weltoffene Patronat führte Pink Cop

Die Liste lässt sich verlängern. Im Zürcher Zoo fanden Führungen zu schwulen Tieren statt. Die SP, die Partei der lesbischen Stadtpräsidentin Corine Mauch, warb mit dem Zungenbrecherspruch «Wir sind Partei für lesbischwule Anliegen». Besonders hervor tat sich die Stadtpolizei. Sie schaltete ganzseitige Inserate, die rosa gepolsterte Handschellen zeigten. Darunter der Text: «Willkommen zur Euro-Pride 2009. Wir sorgen für Sicherheit, damit Zürich eine weltoffene, tolerante Stadt bleibt.» >>>



Homosexualisierung der Gegenwart: Gay Pride in Paris.

Adoption

Papi und Papi

Sollen homosexuelle Paare Kinder bekommen oder adoptieren? Experten raten ab. Von Daniela Niederberger



Voller Hingabe: schwules Paar mit Kind.

Zwei Schwule mit Kinderwagen, zwei Lesben mit Baby – in der Schweiz wird daran gearbeitet, dass diese Vision (oder Horrorvision, je nach Standpunkt) Realität wird. Den Stein ins Rollen brachte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte, der 2007 befand, eine adoptionswillige Person dürfe nicht wegen ihrer sexuellen Ausrichtung diskriminiert werden. Zuvor war in Frankreich einer Lesbe die Adoption eines Kindes verweigert worden.

In der Schweiz dürfen homosexuelle Paare keine Kinder adoptieren. Die SP wollte vom Bundesrat wissen, welche Folgen das EU-Urteil für die Schweiz habe. Keine, antwortete der Bundesrat, er ist gegen eine Aufhebung des Adoptionsverbotes. Nun formierten sich Lesben und Schwule zum Komitee «Familienchancen». Mit einer Petition wollen sie erreichen, dass Homosexuelle, die in eingetragenen Partnerschaften leben, Kinder annehmen dürfen. Und dass Kinder, die bereits mit zwei Müttern oder zwei Vätern aufwachsen, gleiche Rechte wie andere Kinder haben.

«Belastung für das Kind»

Ist es eine gute Idee, wenn Schwule oder Lesben Kinder haben? Bei der Schweizerischen Fachstelle für Adoption hat man

Zweifel. «Adoptiert sein allein ist schon eine Belastung für das Kind», sagt Veronika Weiss. «Kommt die Homosexualität der Eltern dazu, ist das zusätzlich erschwerend.» Die Psychologin und fachliche Leiterin der Stelle sagt, es gebe kein Recht auf Kinder, auch für heterosexuelle Paare nicht.

Ähnlich argumentiert Marlène Hofstetter vom Hilfswerk Terre des hommes. «Ein Kind, das adoptiert wird, ist zuvor verlassen worden. Das hinterlässt Narben. Oft kommt es aus einer anderen Kultur, hat eine andere Hautfarbe. Das Kind will so aufwachsen wie alle anderen auch», sagte sie in einem Interview mit der Zeitung *Der Bund*.

Für Daniel Regli vom kirchennahen Verein Familienlobby sind «die Kinder die Leidtragenden». Sie würden es mit der sexuellen Selbstfindung schwerer haben, es könnte eine Verwirrung entstehen. Die sexuelle Identität sei auch eine Rolle, die man durch Beobachten der wichtigsten Bezugspersonen erlange – von Vater und Mutter. Ausserdem: Partnerschaften insbesondere von Schwulen seien weniger stabil. «Die Promiskuität von Schwulen ist erwiesen.» Klar, auch Homosexuelle könnten einem Kind Liebe geben. Aber zur Liebe gehöre, dem Kind gute Voraussetzungen fürs Leben mitzugeben. Und die seien bei Schwulen und Lesben schlechter.

Kinderarzt und Buchautor Remo Largo sieht ebenfalls ein Problem in der Instabilität. «Eltern wissen nicht, wie ihre Beziehung langfristig aussieht. Ehen scheitern. Bei Homosexuellen potenziert sich wahrscheinlich das Risiko», sagt er. Beziehungen von Homosexuellen seien «offensichtlich» weniger stabil als von Heterosexuellen. Natürlich gebe es Schwule und Lesben, die dreissig Jahre in einer festen Partnerschaft leben. «Doch der Unsicherheitsfaktor ist höher. Kinder brauchen Stabilität und Geborgenheit.»

Eine mögliche sexuelle Verwirrung sieht er nicht. Schon bei alleinerziehenden Müttern werde gerne gesagt: Der Vater fehlt. Er frage dann jeweils, wo genau fehlt das Vorbild des Vaters? Largo weist darauf hin, dass schwule Männer oft sozial kompetenter und fürsorglicher sind als andere Männer. Manch einer kümmert sich voller Hingabe um die betagten Eltern.

Angst vor Schwulen mit Babys

Dagmar Pauli, leitende Ärztin am Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Zürich, sagt: «Ein Kind braucht verlässliche Bezugspersonen. Das können Homosexuelle genauso sein.»

Moël Volken ist Sprecher der Schwulen und Lesben, die Kinder wollen. Er sagt: «Meines Wissens wird jede zweite Ehe geschieden. Viel können sich Heterosexuelle nicht auf die Stabilität einbilden.» Die Promiskuität der Schwulen? «Das müsste man Männern generell unterstellen.» Und überhaupt: Alle hätten Angst vor Schwulen mit Babys. Das werde eine Ausnahme

Die sexuelle Identität sei auch eine Rolle, die man durch Beobachten erlange.

bleiben. Weder ist der Kinderwunsch bei Schwulen sehr ausgeprägt, noch hätten zwei Männer Chancen, ein Baby zu erhalten, nicht im Inland und nicht im Ausland, was Veronika Weiss von der Adoptionsstelle bestätigt.

Anders sieht es bei Lesben aus. In jeder dritten Zwei-Frauen-Beziehung leben Kinder, oft aus früheren Ehen, manchmal hilft ein Samenspender, nicht selten ein schwuler Bekannter. Zwei Lesben mit Kind waren kürzlich im *Tages-Anzeiger* porträtiert. Die eine Mutter sagte offen, sie fürchte, dass die Kleine dereinst «unter den Folgen unseres Egoismus» leiden könnte und zur Aussenseiterin werde. Das ist wenigstens ehrlich.

Bei solchen Auftritten liess es die Stadtpolizei nicht bewenden. Unter ihrem Patronat führte Pink Cop, der Verein homosexueller Polizistinnen und Polizisten in der Schweiz, eine «internationale Fachtagung» durch. Der Titel hiess, so selbstredend wie selbstbezogen: «Polizei und Homosexualität». Die schwulen Ordnungshüter fordern, «dass alle Schweizer

«Fragen zur sexuellen Orientierung müssen in allen Altersstufen behandelt werden.»

Polizeikorps» das Thema «Homosexualität in den eigenen Reihen bereits in der Grundausbildung behandeln – wie es die Stadtpolizei seit Jahren betreibt».

Ermutigt, eingeladen, aufgefordert durch «an und für sich positiv eingestellte Medien und die Öffentlichkeit» (*Euro-Pride-Magazin*), kann die Homosexuellen-Lobby fast jedes Anliegen durchsetzen. Sogar eher konservativ ausgerichtete Institutionen wie die Polizei oder das Militär stehen stramm, wenn der Ruf zur Schwulenförderung ertönt. Seit dem 1. Januar 2009 verfügt die Schweizer Armee über einen entsprechenden Befehl. Der einfühlsame Umgang mit homosexuellen Kameraden ist «Pflichtthema» in der Kaderausbildung. Sehr zur Freude der Queer Officers Switzerland. Der schwule Offiziersverein geht der Armeespitze mit «Engagement» zur Hand, um «die Ausbildungseinheiten mitzugestalten und die höheren Kader zu beraten und zu unterstützen».

Ideologie der Homosexualität

Selbst vor Kindern und Schulen machen die schwulen Pressure-Groups nicht halt. «Die Schule ist ein Ort, an dem Homosexualität nur beschränkt Zutritt hat – vielleicht eine letzte heterosexuelle Bastion?», klagten die Initianten der Euro-Pride. «Die Thematisierung von Fragen zur sexuellen Orientierung» müsse «sowohl mit der allgemeinen Sexualerziehung als auch fächerübergreifend im jeweiligen Kontext in allen Altersstufen behandelt werden». Von der Unterstufe bis zum Militär, vom Erstklässler bis zum Armeemoffizier: «Homosexualität» soll lebensbegleitender Pflichtstoff werden.

Solche Forderungen unterscheiden sich von der rechtlichen Gleichstellung, eine Selbstverständlichkeit in jedem liberalen Gemeinwesen. Es geht auch längst nicht mehr darum, ob Schwule und Lesben ihre Sexualität praktizieren dürfen. Was hier zum Ausdruck kommt, ist etwas anderes. Wir haben dem Phänomen religiöse Züge attestiert, der konservative amerikanische Autor Dinesh D'Souza spricht von einer «Ideologie».

Ein Vergleich mit der Antike erhellt, was damit gemeint ist. Unter den alten Griechen



«LesBischwule Anliegen»: Politikerin Mauch.



«Weltoffene Stadt»: Inserat der Zürcher Polizei.



Schwuler Lifestyle: Wahrsager Mike Shiva.

gab es viele Schwule, darunter so berühmte wie Sokrates. Doch das bedeutete nicht, dass der Philosoph die Welt durch eine rosa Brille betrachtete. Sokrates war auf selbstverständliche Weise schwul, aber er hätte nie beabsichtigt, die Schule, den Staat, die Armee daran zu messen.

Wo ist der Punkt, an dem der berechtigte Protest gegen Unterdrückung, Verkennung und Diskriminierung umschlägt in peinliche Propaganda für persönliche Vorlieben? Wie sehr interessiert es uns eigentlich, wer welchen sexuellen Praktiken nachgeht und warum? Kommt als Nächstes die Latexfraktion? Oder beglücken uns die Tierliebhaber mit ihren Vergnügungen? Exhibitionismus wird zum Massenphänomen.

Lesbische Bundesrichterin? Halleluja!

Homosexualität ist Weltanschauung und politisches Programm geworden. Eine Nebensächlichkeit drängt sich ins Zentrum. Homosexuelle Politiker wie Klaus Wowereit oder Corine Mauch werden nicht nach ihren Überzeugungen und Taten beurteilt, sondern nach ihren sexuellen Präferenzen. «Enttäuscht sind viele Schwule und Lesben darüber, dass Obama bisher keine offen homosexuelle Person in sein Kabinett berufen hat, doch nun fokussieren sich die Hoffnungen auf die anstehende Ernennung eines neuen Mitglieds des Obersten Gerichts», meldete kürzlich ein Schweizer Onlineportal. Es stünden zwei Lesben im Gespräch. Halleluja!

Eigentlich haben die Homosexuellen mit der rechtlichen Gleichstellung und der gesellschaftlichen Akzeptanz ihre Ziele erreicht. Sie befänden sich in einer «sehr privilegierten Lage», die Politik sei ihnen «sehr wohlgesinnt», heisst es im Begleitheft zur Euro-Pride. Die Gegnerschaft sei «unbedeutend».

Wenn Schwule und Lesben derart «privilegiert» sind, wofür kämpfen sie dann noch? Die Frage stellt sich, ob und wozu es die politische Homosexuellenbewegung und ihre Kundgebungen überhaupt noch braucht. Selbst deren Protagonisten scheinen mittlerweile Zweifel an der Notwendigkeit ihres Tuns zu hegen.

Die Opferrolle, mit der Schwule und Lesben kokettieren, passt nicht mehr.

Das legt eine Bemerkung zur Petition der Familienlobby nahe, welche die Euro-Pride einzuschränken suchte. Die Veranstalter zeigten sich «dankbar» für die «homophobe Initiative». Endlich liess sich wieder ein Gegner ausmachen – sei er auch noch so «unbedeutend» –, der dem ziellos gewordenen Aktivismus den Anschein der Berechtigung verlieh. Das Beispiel zeigt: Die Opferrolle, mit der Lesben und Schwule noch immer kokettieren, passt nicht mehr. Ihre Demonstrationen sind zu

hohlen Ritualen gutmenschlicher Bekenntnisse geworden, die nichts kosten. Wer hinget, kann sich besser fühlen – eine Gratistoleranz. «Es ist ein Privileg, zu so mutigen und engagierten Frauen und Männern zu sprechen, die für die Menschenrechte eintreten, auch wenn es in Strömen regnet», rief eine Rednerin an der Euro-Pride in die spärliche Menge. Sich dabei verregnen zu lassen, war der Gipfel der Courage.

«Wir sind alle schwul»

Geradezu ein Gemeinplatz ist geworden, dass der schwule Lifestyle weite Teile des öffentlichen Lebens dominiert. «Beim Schweizer Fernsehen sind Homosexuelle im Vorteil», titelte der *Blick* vor zwei Jahren. Und verwies auf schwule Moderatoren wie Kurt Aeschbacher, Sven Epiney, Patrick Rohr, Charles Clerc, Dani Fohrlér und Christian Franzoso. Das *Magazin* widmete den Homosexuellen eine Doppelnnummer. «Wir werden alle immer schwuler», wurde festgestellt. Schwule Kultur habe «nicht nur die Hoheit in Mode- und Designfragen, schwule Kultur hat uns heterosexuelle Männer (und Frauen) in fast allen Lebensbereichen beeinflusst».

Wenn alle schwul sind, ist niemand mehr schwul. Die Minderheit gibt längst den Ton an. Umgekehrt erstaunt es, dass Lesben und Schwule Ehen schliessen und selbst Kinder adoptieren wollen (und sich so die letzten Eigenheiten der Heterosexualität aneignen).

Vielleicht wäre es hilfreich, die Unterschiede nicht weiter zu verwischen. «Politische Korrektheit schafft Tabus, fördert die Verdrängung und behindert das Denken», sagte Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) am Christopher Street Day 2001.

Schliesst den Hosenladen

Frühere Generationen dachten freier. Thomas Mann, selbst homoerotisch veranlagt, sah die Homosexualität durchaus unsentimental: «Sie ist <freie> Liebe im Sinn der Unfruchtbarkeit, Aussichtslosigkeit, Konsequenz- und Verantwortungslosigkeit. Es entsteht nichts aus ihr, sie legt den Grund zu nichts, ist *l'art pour l'art*, was ästhetisch recht stolz und frei sein mag, doch ohne Zweifel unmoralisch ist.» Sie «irrlüchelt», schweife «nach allen Seiten». Ihr fehle «die Treue».

Nach der erfolgreichen Emanzipation der Schwulen dürfte man eigentlich erwarten, dass die Homosexuellenbewegung etwas lockerer wird. Welche Bedeutung hat die penetrante, ja das öffentliche Leben bedrängende «Sichtbarkeit» noch?

Schwulsein wäre dann einfach eine sexuelle Veranlagung, eine Privatsache, die nach den Regeln des guten Geschmacks in der Öffentlichkeit endlich wieder diskret behandelt würde. Man läuft ja auch sonst nicht dauernd mit offenem Hosenladen herum. ○

Glauben

Kirche und Homosexualität

Die Widersprüche der schwulenfeindlichen «grössten transnationalen Schwulenorganisation» der Welt. Von Peter Keller

Nach den USA hat nun auch Irland seinen Skandal: Jahrzehntlang haben katholische Geistliche ihre Schützlinge misshandelt und missbraucht. Tausende Kinder in staatlichen Einrichtungen wurden von Ordensbrüdern geschlagen, gequält, vergewaltigt.

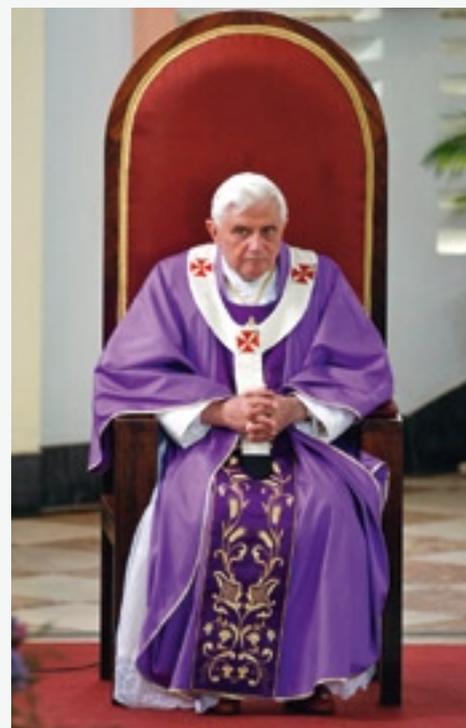
Vor fünf Jahren beschäftigten pikante Bilder einer Weihnachtsfeier Klerus wie Öffentlichkeit. Die Fotos zeigten den Leiter eines österreichischen Priesterseminars küssend mit einem Seminaristen. Auch die Schweizer Presse schrieb genüsslich über den «Sex-Skandal» (*Tages-Anzeiger*), das «Sex-Seminar» (*Blick*) und die «Orgien im Priesterseminar» (*St. Galler Tagblatt*).

Blick-Chefredaktor Werner De Schepper schrieb in seinem Kommentar von den «Leichen im Keller der kirchlichen Doppelmoral». Die Kirche müsse das mittelalterliche Zwangszölibat aufheben. Nur so könne man verhindern, schloss der Theologe, «dass die unterdrückte Sexualität immer wieder zu Unterdrückung führt».

Allerdings ist auch die Öffentlichkeit nicht frei von Doppelmoral. Einerseits hält sie der Kirche ihre Verfehlungen vor, sobald aber der Vatikan reagiert und strengere Richtlinien über die Zulassung homosexueller Priester anordnet, ist ihr der Vorwurf der Homophobie sicher. Dabei zeigt sich die Kirche differenzierter, als gemeinhin vermutet wird. So unterscheiden die jüngsten Instruktionen zwischen praktizierter Homosexualität und Menschen mit «homosexuellen Tendenzen». Letzteren sei mit Achtung und Takt zu begegnen: «Man hüte sich, sie in irgendeiner Weise ungerrecht zurückzusetzen.»

Homosexuelle Menschen hätten ihre Veranlagung nicht selbst gewählt, heisst es im «Katechismus», einer Art Betriebsanleitung der katholischen Kirche. Für die meisten stelle ihre Neigung eine Prüfung dar. Durch die «Tugenden der Selbstbeherrschung» hätten sich die so Geprüften der christlichen Vollkommenheit anzunähern. Homosexualität an sich ist keine Sünde. Nur wer sie praktiziert, macht sich schuldig.

Die Heilige Schrift lässt keinen Spielraum zu. Sie bezeichnet Homosexualität als schlimme Abirrung. In einer Aufzählung taucht sie gleich nach Elternmord und Totschlag auf. Man solle nicht bei einem Mann liegen wie bei einer Frau, hält das dritte Buch Mose fest. Wer es trotzdem tut,



Göttliche Strafe: Papst Benedikt XVI.

nimmt die Höchststrafe in Kauf: «Beide sollen des Todes sterben. Blutschuld lastet auf ihnen.»

Apostel Petrus erinnert in einem Brief an die lasterhaften Städte Sodom und Gomorrha, die Gott «in Asche sinken liess» und «zum Untergang verurteilte». Auslöser der göttlichen Strafe: Vor Lots Haus rotten sich «Jung und Alt» zusammen und verlangen die Herausgabe der (männlichen) Gäste, «damit wir uns», wie Martin Luther anfügt, «über sie hermachen». Theologisch gibt es nichts zu deuteln: Homosexualität ist eine schwere Sünde.

Und doch gilt die katholische Kirche als besonders attraktiv für Homosexuelle. Der deutsche Jesuitenpater Hermann Kügler spricht von der «grössten transnationalen Schwulenorganisation». Glaubwürdige Schätzungen, so der Theologe zum *Spiegel*, gingen davon aus, dass etwa zwanzig Prozent der römisch-katholischen Priester homosexuell seien.

Zumindest offiziell lässt Benedikt XVI. dagegenstern: An seiner Weihnachtsbotschaft 2008 betont der Papst nochmals die Ordnung der Schöpfung und bezeichnet sexuelle Verhältnisse jenseits der vorgesehenen zwischen Mann und Frau als «Zerstörung von Gottes Werk».

Was keiner
verpassen
will.



20 Minuten Online informiert relevant und aktuell. Erleben Sie News, Hintergründe und Unterhaltsames, multimedial und professionell aufbereitet. Jeden Tag. Morgens, mittags, abends, nachts. www.20minuten.ch



«Ungeheure Macht der Verwaltung»

Die Beamten der EU sind die am besten bezahlten der Welt. Sie üben Macht aus – und werden kaum kontrolliert. Der österreichische Soziologe Max Haller hat die Mandarine untersucht. Sie sind nicht das einzige Demokratie-Problem der EU. *Von Markus Somm*



«Die Gegnerschaft nimmt zu»: Kommissionspräsident Barroso (vorne), Ratspräsident Fischer.

Kritiker werfen der EU «Demokratiedefizite» vor. Die EU beteuert, man baue die Demokratie laufend aus. Sie haben die EU eingehend studiert. Ihr Befund?

Die EU ist ohne Frage weniger demokratisch als ein klassischer Nationalstaat. Auf die Dauer wird das nicht gehen. Die europäische Einigung war von Beginn weg ein Projekt der Eliten, und das ist es bis heute geblieben.

Worin liegen die Defizite?

Eine grosse Schwäche ist, dass in der EU die Kommission Gesetze selber initiieren kann, sie ist exekutiv und legislativ zugleich. Zudem ist die Kommission demokratisch kaum legitimiert. Das verleiht der Verwaltung in Brüssel ungeheure Macht: Tausende hervorragend ausgebildete, junge Leute schreiben Gesetze und Verordnungen, als wären sie gewählt. Oft verschaffen sie sich selbst Arbeit. Sie verfassen ungefragt kostspielige Berichte, entwerfen neue Regeln, die niemand verlangt hat, und harmonisieren Unterschiede, die keinen gestört haben. Das ging aus den zahlreichen Interviews, die ich für mein Buch geführt habe, deutlich hervor.

Aber gilt dieses Phänomen nicht auch für Nationalstaaten?

Nein, nicht in diesem Ausmass. In Natio-

nalstaaten wird die Bürokratie viel stärker von den Parlamenten kontrolliert – in der EU ist das viel weniger möglich, weil die Bedeutung des Parlaments begrenzt ist.

Auch in Nationalstaaten musste sich das Parlament im Lauf der Jahrhunderte mehr demokratische Macht erringen. Ist es nicht einfach eine Frage der Zeit?

Nein. Im gegenwärtigen System sehe ich keine Möglichkeit, wie sich die EU demokratisieren sollte. Die Verwaltung legt vor – und genießt hier weiten Spielraum –, und der Ministerrat beschliesst. Hier liegt ein weiteres Problem: Wie die Schweiz gründet die EU auf dem Konsensprinzip, im Ministerrat wird mit grosser Mehrheit entschieden: Das ist das Positive. Gleichzeitig schränkt das die Mitbestimmung der nationalen Parlamente und damit der Bürger ein. Ganz gleich, welche Partei und welche Regierung die Bürger in ihrem Land wählen, diese kann den Entscheidungsprozess in der EU kaum bestimmen. Was es brauchte, wäre eine direkte Demokratie, die es dem Bürger ermöglichte, unmittelbar Einfluss zu nehmen.

Wann immer das Volk zu Projekten der EU befragt wurde, zeigte sich, dass die Bürger skeptischer waren als die Politiker. Sie sprechen von einem Graben zwischen Eliten und Bevölkerung. Hat sich dieser verbreitert?

Wahrscheinlich. Lange war die EU ja eher ein technokratisches, wirtschaftsorientiertes Projekt. Erst seit sie politischer geworden ist, nimmt die Gegnerschaft zu.

Muss die Zukunft Europas in der Integration liegen? Gibt es nur die EU oder gar nichts?

Die EU selbst weiss ja nicht, was aus ihr werden soll. In den Verträgen heisst es bloss, man wolle eine «ever closer union», eine immer engere Gemeinschaft, bilden. Das ist eine geradezu gefährliche Drohung, weil sie letztlich in den Zentralstaat führt. Dies aber widerspricht den Erfahrungen und Stärken Europas: Gerade der Wettbewerb der Länder hat Europa bereichert und innovativer gemacht.

Die Kehrseite waren viele Kriege. Die EU sichert in Europa den Frieden.

Die europäische Idee, die von Intellektuellen wie Rousseau oder Kant propagiert wurde, um in Europa den «ewigen Frieden» zu verwirklichen, müsste ja nicht zwangsläufig in einen Superstaat führen. Diese Philosophen hatten eher an eine Föderation gedacht. Ich bin überzeugt: Seit 1945 haben wir nicht wegen der EU Frieden in Europa, sondern weil alle westeuropäischen Staaten sich demokratisiert haben.

Wenn es die EU nicht gäbe, hätten wir in Westeuropa auch keinen Krieg mehr erlebt?

Unmittelbar nach 1945 war es undenkbar, dass zwischen Frankreich und Deutschland ein Krieg ausbricht. Die beiden Länder waren völlig erschöpft und am Boden. Die EU spielte gar keine Rolle.

Ein grosser Teil der Eliten, besonders die Politiker und die Intellektuellen, sind EU-freundlich, oft im Gegensatz zu ihren Völkern. Warum?

Manche Politiker glauben ehrlich, dass eine EU-Mitgliedschaft ihrem Land etwas bringt. Das gilt vor allem für osteuropäische Staatsmänner. Dann profitieren aber viele Politiker persönlich von diesem Projekt: Dass der Bundeskanzler von Österreich Präsident des Europäischen Rates und damit faktisch für ein halbes Jahr Chef der EU werden kann, sind ganz neue Karriereaussichten. Das darf man nicht unterschätzen. Das zeigt sich daran, mit welcher Hingabe Gipfelfotos gemacht werden. Wer in seinem Land den politischen Plafond erreicht hat, kann auf einen attraktiven Job in Brüssel hoffen. Viele abgehaltene Politiker kommen hier unter – zu besten Bedingungen, mit hohen Salären und viel Prestige.

Die Verwaltung in Brüssel ist sehr klein. Überschätzen Sie nicht deren Bedeutung?

Auf den ersten Blick haben Sie recht: Für die Gemeinde Wien arbeiten rund 65000 Beamte und Angestellte, in Brüssel sitzen lediglich 30000. Doch sind diese Zahlen irreführend. In einer Stadt wie Wien sind ja die meisten öffentlichen Angestellten Lehrer, Polizisten, Müllmänner oder Ärzte, nur ein kleiner Teil sind reine Verwaltungsbeamte. In Brüssel dagegen handelt es sich allein um Verwaltungsbeamte. Hinzu kommt, dass die Brüsseler Verwaltung seit dreissig Jahren unaufhörlich wächst. Während in den Nationalstaaten die Zahl der Beamten stagniert, nehmen sie in der EU weiterhin stark zu. Schliesslich muss man zu diesen 30000 Beamten in Brüssel noch einmal die gleiche Zahl von Beamten hinzuzählen, die in den nationalen Verwaltungen sitzen, sich aber vorwiegend mit EU-Angelegenheiten befassen. Das ist eine Art Stellvertreterbürokratie.

Die Beamten der EU sind überdurchschnittlich gut bezahlt, deutlich besser als nationale Beamte. Woran liegt das?

Wer bestimmt das Gehalt eines Beamten? Die EU-Institutionen in Brüssel selber. Die nationalen Parlamente und Regierungen sind weit weg von Brüssel – oder haben wenig zu sagen. Ausserdem fehlt in Brüssel eine kritische Presse, die sich mit der EU beschäftigen würde. Es ist auch ein Zeichen des Demokratiemangels und einer nicht existenten europäischen Öffentlichkeit. Schliesslich gibt es in Brüssel eine sehr mächtige Beamten-Gewerkschaft.

Trotzdem zieht es die besten Beamten und Politiker nicht nach Brüssel, sondern nach Berlin, Paris oder Wien.

Das hat man neulich bei der Europawahl gesehen: Für dieses Parlament stellten sich bloss Hinterbänkler oder es wurden von Parteien bereits abgetretene Politiker reaktiviert. Ebenso sitzen in der EU-Kommission viele Leute, deren politische Karriere vorüber ist.

42 Prozent der 76 sehr einflussreichen Generaldirektoren in Brüssel sind katholisch, bloss 6 Prozent sind protestantisch. Ist die EU ein katholisches Projekt?

Die Gründer der EU, Adenauer, Schuman und De Gasperi, waren alles Katholiken – und zwar überzeugte, gläubige Katholiken. Der Franzose Schuman war fast ein Mönch, der wollte einst ins Kloster. Der Italiener De Gasperi hat die Democrazia Cristiana gegründet. Von daher war die EU katholisch geprägt: im guten wie im schlechten Sinne. Gut, weil die katholische Kirche immer universal und nicht nationalistisch orientiert war. Schlecht, weil die Kirche nichts mit einer Demokratie zu tun hat. Ihr hierarchisches, undemokratisches

Selbstverständnis übertrug sich auf die EU. Adenauers Wirtschaftsminister Ludwig Erhard war Gegner der EG, am Ende verbot ihm Adenauer gar, sich dazu zu äussern. Erhard war Protestant.

Es fällt auf, dass die protestantischen Nationen: England, Holland oder Dänemark, oft viel euroskeptischer sind. Das katholische



«Eine Frage der Zeit»: Wissenschaftler Haller.

Österreich ist eine Ausnahme, warum?

Schon die Abstimmung über einen Beitritt war sehr knapp. Das vergisst man leicht. Nur mit grosser Anstrengung der Wirtschaftsverbände, der grossen Parteien und fast aller Medien ergab sich ein Ja. Wenn das Volk nicht zustimme, hiess es, gehe Österreich unter. Der damalige Bundeskanzler Franz Vranitzky schrieb an alle Rentner einen Brief: Ohne EU-Beitritt seien ihre Renten nicht mehr sicher. Das war nicht seriös.

Hat sich die Skepsis seither vertieft?

Auf jeden Fall, weil vieles anders herauskam, als die Regierung versprochen hatte. Zum Beispiel beim Transitverkehr: Wenn wir erst Mitglied sind, dann bestimmen wir

«Es war von Beginn weg ein Projekt der Eliten, und das ist es bis heute geblieben.»

mit, wurde uns gesagt, und so können wir den Verkehr begrenzen. Das Gegenteil ist eingetroffen. Der Verkehr durch die Alpen hat gigantisch zugenommen, viel stärker als in der Schweiz – und die EU untersagt uns, die Mautgebühr in einem Masse hinaufzusetzen, das die Transporteure zu einem Umdenken bewegen könnte. Eine Fahrt durch

den Brenner ist für einen Fuhrunternehmer in Frankfurt oder Mailand viel billiger als durch den Gotthard.

Immerhin gilt in den meisten Fragen in Brüssel Einstimmigkeit, die Stimme des Kleinstaats zählt so viel wie jene Deutschlands.

Auf die Dauer hält das ein Kleinstaat nicht durch. Wenn eine Mehrheit anderer Meinung ist, ist es bloss eine Frage der Zeit, bis ein Staat nachgibt. Niemand ist gern isoliert.

Seit Österreich der EU beigetreten ist, hat seine Wirtschaft mehr zugelegt als jene der Schweiz. Der Beitritt hat sich ausgezahlt.

Das Land hat sich auch bis 1994, bis zum Beitritt, sehr gut entwickelt. Dass Österreich seither noch besser floriert, liegt nicht am EU-Beitritt, sondern vor allem an der Öffnung Osteuropas nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Endlich waren die traditionellen Märkte des Landes wieder zugänglich. Dass die EU die Integration der osteuropäischen Länder erleichtert hat, will ich dabei nicht bestreiten.

Nehmen die Spannungen innerhalb der EU wegen der Finanzkrise zu?

Nein, ich sehe eher das Gegenteil. Viele Regierungen blicken hilfeschend nach Brüssel. Ein Beispiel ist Ungarn, das kurz vor dem Staatsbankrott stand – und nur dank der EU diesem Fanal entging. In Österreich sind viele der Meinung, der Euro bewähre sich in der Krise. Was wäre mit dem Schilling geschehen? Gott sei Dank haben wir den Euro, hört man allenthalben.

Wie ist die Bilanz der EU? Ist es eine Erfolgsgeschichte oder ein Desaster?

Weder noch, die Bilanz liegt wohl in der Mitte. Das Wirtschaftswachstum hat sich etwas beschleunigt, aber nicht massiv. Dagegen stehen die Kosten: zunehmende Bürokratisierung und Verlust an demokratischer Mitsprache. Fairerweise muss man betonen, dass niemand gezwungen wird, beizutreten.

Der ehemalige deutsche Aussenminister Joschka Fischer hält die EU für unverzichtbar, weil die Globalisierung den Nationalstaat untergraben habe. Die Politik müsse supranational werden, um die entfesselte Wirtschaft auf höherer Ebene wieder zu regulieren.

Die EU selbst war ein Motor der Globalisierung und Privatisierung. So gesehen, ist sein Optimismus seltsam. Fischer scheint wichtiger zu sein, dass aus der EU erneut eine Grossmacht wird, die den USA die Stirne bieten kann. Der Preis ist eine Harmonisierung, die die Innovationskraft untergräbt, die Demokratie beseitigt und auf lange Sicht die Wettbewerbsfähigkeit Europas schwächt.

Max Haller ist ordentlicher Professor für Soziologie an der Universität Graz. Ursprünglich aus dem Südtirol stammend, lebt und forscht er seit gut vierzig Jahren in Österreich. Er hat zahlreiche Bücher verfasst, zuletzt: «Die Europäische Integration als Elitenprozess. Das Ende eines Traums?». Verlag für Sozialwissenschaften. 543 S., Fr. 58.–

Sonderfall ist abgebrannt

Politische Fehlleistungen und Reformblockaden haben oft institutionelle Ursachen. Statt «Personenkontrolle» braucht es mehr Systemkritik. Die *Weltwoche*-Hymnen auf den «Sonderfall» führen in die Irre. Von Hans Rentsch



Problematische Dynamik: Rütlichschwur.

In der Tagespresse war zu lesen, für die Anhörung über Massnahmen zur Kostendämpfung im Gesundheitswesen («Praxisgebühr») habe Bundesrat Couchepin den gegen achtzig Organisationen nur dreieinhalb Stunden Zeit gelassen. Interessant daran sind die gegen achtzig Organisationen, nicht die dreieinhalb Stunden. Ein unbefangener Beobachter, z.B. ein ausserirdischer Besucher, würde spontan ausrufen: «So ein System kann doch gar nicht funktionieren!» Zum selben Schluss kam der prominente Politologe und Föderalismusforscher George Tsebelis von der University of California, Los Angeles (UCLA), als man ihm das schweizerische Politsystem mit seinen unzähligen *veto players* schilderte. Die kostspielige Blockade im Gesundheitswesen ist nur eines von vielen Beispielen. Weitere verschleppte oder blockierte Projekte sind leicht zu nennen: 11. AHV-Revision, Sanierung der IV, Mietrechtsreform, Luftverkehrspolitik/Flughafen Zürich ...

Wer so politikkritisch wie die *Weltwoche* auftritt, jedoch unverdrossen die schweizerischen Sonderfall-Institutionen direkte Demokratie, Föderalismus und Konkordanz verherrlicht und die Schwächen des politischen Systems ignoriert, vermittelt eine widersprüchliche Botschaft. Fehlleistungen von Führungspersonen oder -instanzen im «System Schweiz»

erweisen sich oft als Ausfluss der politischen Maschinerie. Die institutionellen Bedingungen prägen die Output-Qualität des politischen Systems. Aus einem Skoda-Autowerk kommt hinten auch nicht plötzlich ein Porsche raus.

Noch im vergangenen Herbst verkündete Finanzminister Merz stramm, das schweizerische Bankgeheimnis sei nicht verhandelbar. Kaum ein halbes Jahr später schwenkte der Bundesrat unter ausländischem Druck die weisse Fahne. Dabei war die labile Position der Schweiz in Sachen Bankgeheimnis längst zu erkennen, als Merz noch den starken Mann spielte. Schuld an der Misere ist weniger persönliches Versagen als ein Systemdefizit: Das politische System erlaubt keine strategische Führung durch die Regierung. Das «Modell Schweiz» ist nicht auf Führung, sondern auf Interessenausgleich angelegt. Eine Kollegialregierung aus Parteien mit gegensätzlichen Positionen in zentralen Bereichen.

Die direkte Demokratie ufert aus

Volksinitiative für die Komplementärmedizin, «Abzocker-Initiative» zur Beschränkung von Managerlöhnen, «Offroader-Initiative» zur Begrenzung des CO₂-Ausstosses von Autos, Volksinitiative der staatlichen Loterie Romande, «Für Geldspiele im Dienste des Gemeinwohls», zur Ausschaltung privater

Lotto-Anbieter, fünf angedrohte Volksinitiativen der SP, unter anderem zur Erhaltung des Poststellennetzes beziehungsweise für eine Postbank oder zur Einführung eines Mindestlohns: Fällt in dieser Flut von Initiativen eine grundsätzliche Gemeinsamkeit auf? Die meisten Initiativen fordern staatliche Eingriffe in die Sphäre privater Handlungsrechte. In der Themen-Kakophonie der föderalistischen Referendumsdemokratie geht der Sinn für das Grundsätzliche verloren. Sonst müssten die Leute auch merken, in welcher fragwürdiger Weise die Initiativenflut unsere Verfassung mit Anliegen zu belasten droht, die nicht in ein Grundgesetz gehören.

Die heutigen Zustände sind das Ergebnis einer problematischen Dynamik: Seit 1848 sind die Volksrechte nur ausgebaut worden. Damit einher ging eine fortschreitende Proportionalisierung der Wahlsysteme. Die Schweiz leidet unter einer «Proporz-Obsession». Der Proporz wurde verfeinert, als ob dies die Qualität der Demokratie steigern würde. Heute verlangen Ämter nicht mehr primär Kompetenz, sondern die mehrdimensional korrekte Herkunft.

Wenn die Flut der Volksinitiativen weiter ansteigt, wird man nicht darum herumkommen, über eine Reform der Volksrechte nachzudenken. Die Schweiz wird nicht dadurch zu einem liberalen Rechtsstaat, dass jedes Anliegen einer Kollektiventscheidung unterworfen werden kann. Der Rechtsstaat lebt von Regeln, die den Einzelnen vor staatlicher Willkür schützen, den Bereich staatlichen Handelns auf das Nötige begrenzen und der schleichenden Aushöhlung privater Handlungs- und Eigentumsrechte Schranken setzen.

Teuerste Autobahn der Schweiz

Trotz Klagen über eine fortschreitende Zentralisierung ist festzustellen: Die Kantone hüten mit grosser Energie ihre teilweise überholten und hinderlichen Kompetenzen und Regulierungsinteressen. Und sie beanspruchen immer mehr Einfluss auf die Bundespolitik. Oft sind die Kantone jedoch Bremser gegen volkswirtschaftlich gebotene Reformen, sei dies im Gesundheitswesen, in der Steuerpolitik, in der Agrarpolitik oder bei der Liberalisierung im Service public. Im föderalistischen Kompetenzwirrwarr ist es praktisch unmöglich, im Landesinteresse liegende Prioritäten im Widerstreit nationaler und regionaler/lokaler Interessen durchzusetzen. Dazu drei Beispiele:

— Raumplanung: Die föderalistisch verbrämte Ideologie der flächendeckenden Grundversorgung fördert die Zersiedelung. Der Bund vermag die raumplanerischen Ziele gegen die Interessen der Kantone und Gemeinden nicht durchzusetzen. Ohne institutionelle Reformen mit einer Kompetenzverschiebung zum Bund wird sich nichts ändern.

— Flughafen Zürich: Beim unbewältigten politischen Chaos um das Anflug-Regime ist der wichtigste Flughafen des Landes nicht Opfer deutscher Anmassung. Vielmehr steht man vor dem Scherbenhaufen eines föderalistisch potenzierten Kompetenzwirrwarrs. Bezeichnend für die verkehrten Prioritäten ist die Reaktion des Gemeindepräsidenten von Bassersdorf auf die Anregung des Flughafens, der Kanton solle in den Flughafengemeinden einen Planungsstopp verfügen: «Es geht den Flughafen überhaupt nichts an, wo in Bassersdorf gebaut wird.»

— Westumfahrung Zürich: Lokale Widerstände im Kanton Zürich verzögerten die Schliessung der bei weitem bedeutendsten Lücken im Nationalstrassennetz um viele Jahre. Zur Belohnung erhielt der widerspenstige Kanton die wohl teuersten paar Autobahnkilometer der ganzen Schweiz.

Wirtschaftsethiker fordern, die Wirtschaft müsse wieder unter die Kontrolle der Politik gestellt werden. Damit rennen sie in der Schweiz offene Türen ein. Die Volkswirtschaft steht seit je unter dem Primat der Politik. Dafür gibt es einen verlässlichen Indikator: Seit den 1970er Jahren erzielte unsere politisierte Volkswirtschaft unter den OECD-Ländern im Mittel die niedrigsten Pro-Kopf-Wachstums-Raten.

Zur Politisierung der Wirtschaft tragen Föderalismus und direkte Volksrechte massgeblich bei. Dem Staat vertrauen viele Leute mehr als

dem Markt. Sie haben in der föderalistischen Referendumsdemokratie die Möglichkeit, dies immer wieder auszudrücken. Der Grundsatz, dass staatliche Eingriffe in Märkte nur dort gerechtfertigt sind, wo echtes Marktversagen zu korrigieren ist, hat kaum Wirkung. Statt dass man in der ordnungspolitischen Verträglichkeitsprüfung staatlicher Aktivitäten den staatsbeschränkenden ökonomischen Begriff des öffentlichen Gutes anwendet, hat sich in den Politikerköpfen die juristische Floskel vom «öffentlichen Interesse» festgesetzt. Kein Wunder, liegt die schweizerische Staatsquote, korrekt berechnet, mit gegen 50 Prozent locker auf dem Niveau der europäischen Wohlfahrtsstaaten. Der Anteil staatlich regulierter Preise ist hoch. Staatlich dominierte Aktivitäten und Branchen mit wesentlicher Staatsbeteiligung haben wir in Schule/Bildung, Stromwirtschaft, Gesundheitswesen, elektronischen Medien, Postdiensten, Bahnverkehr, Telekommunikation, Sozialversicherungen, Bankwesen, Landwirtschaft.

Kostspielige Umverteilung

160 Jahre nach der Gründung des Bundesstaats ist der innerschweizerische Binnenmarkt noch nicht realisiert. Wettbewerbsföderalismus in Ehren, aber es gibt auch den kostspieligen Umverteilungs- sowie den Regulierungsföderalismus. Ihre Souveränität interpretieren die Kantone gerne als Regulierungsautonomie. Dies erhält Schranken im Bereich der vier Binnenmarktfreiheiten aufrecht.

Ganz in diesem Geiste dürfte sich im öffentlichen Beschaffungswesen auf Druck der Gewerkschaften eine innerschweizerische Entsenderichtlinie durchsetzen. Dies bedeutet, dass auswärtige (!) Anbieter aus anderen Kantonen die Arbeitsbedingungen des Kantons

des Auftraggebers einhalten müssen. Die Gewerkschaften können dabei auf die Unterstützung der Kantone zählen. Erstaunlich oft treffen sich Kantonsinteressen mit den Regulierungs- und Umverteilungspostulaten linker Parteien.

Weshalb nicht eine «Lex Leuenberger»?

In der Beurteilung der eigenen Institutionen sind wir befangen. Die «neuen» Vorschläge für kosmetische Systemreformen (Staatssekretäre, zweijähriges Bundespräsidium) sind kalter Kaffee. Niemand möchte die direkten Volksrechte oder den Föderalismus abschaffen. Weniger rabiate Neuerungsansätze sind aber schon länger im Gespräch.

Die Qualität der politischen Führung hängt auch von den Wahlverfahren ab. Weshalb also nicht einmal eine Initiative zur Gesamtwahl des Bundesrats? Die heutige Einzelwahl in der Reihenfolge des Amtsalters zwingt die Parlamentarier aus Angst vor Retourkutschen zu strategischem Wahlverhalten und vermag keine handlungsfähige Regierung hervorzubringen. Auch bei Rücktritten, exemplarisch im Fall von Bundesrat Couchepin, bieten in diesem System die Rechnereien um die konkordanzmässig «korrekte» Nachfolge und die verschlungenen taktischen Spielchen der Parteien regelmässig absurdes Theater. Statt dass dieses bemühende Schauspiel eine öffentliche Debatte über das jetzige Wahlverfahren auslöst, berichten die Medien seitenlang kritiklos über dieses politische Unterhaltungsprogramm.

Warum nicht eine Volksinitiative, «Zwei Legislaturen sind genug!», zur Amtszeitbeschränkung für Bundesräte («Lex Leuenberger»)? Weshalb nicht eine Initiative zur Reform des Wahlmodus für den Nationalrat nach dem Vorschlag des Ökonomen Reiner Eichenberger? Danach würde die Hälfte des Rats in einem nationalen Wahlkreis gewählt, um die Dominanz der lokalen Interessenvertreter zu brechen. Schliesslich heisst das Gremium Nationalrat. Oder eine Initiative zur Einschränkung des Einflusses der Sonderinteressen? Oder eine Volksinitiative zur Korrektur der seit 1848 stark zugunsten der kleinen Kantone verschobenen Gewichte im Bundesstaat?

Wenn wir weiter ohne Prioritätenordnung über eine Unzahl von mehr oder weniger wichtigen Themen debattieren, geht der Blick fürs Grundsätzliche verloren. Institutionelle Reformen könnten die Lösungsfähigkeit des Systems unabhängig vom Sachthema verbessern. Auch wären Volksinitiativen zur Reform von Institutionen, im Gegensatz zu den Anliegen der aktuellen Initiativenflut, verfassungswürdig.

Hans Rentsch, geboren 1943, ist freischaffender Ökonom; bis Frühjahr 2009 war er externer Projektleiter und Autor bei Avenir Suisse. Er ist Herausgeber und Autor mehrerer Bücher zu den Sonderfall-Institutionen (u. a. mit Silvio Borner: «Wieviel direkte Demokratie verträgt die Schweiz?»).



Themen-Kakophonie der Referendumsdemokratie: Volksinitiative «6 Wochen Ferien für alle».

Grenzenlos unbekümmert

Mit der erfolgreichen Kuppelshow «Bauer, ledig, sucht...» hat der junge Privatsender 3+ den Monopolisten am Leutschenbach überraschend ausgebremst. Für den Gründer Dominik Kaiser ist das erst der Anfang. *Von Carmen Gasser und Vera Hartmann (Bild)*

Die gute Nachricht zuerst: «Bauer, ledig, sucht...» läuft wieder. Seit dem 23. Juli. Die schlechte: Männer-Fussballabende zur gleichen Sendezeit haben gegen die Kuppelshow der balzenden Naturburschen nicht den Hauch einer Chance. 370 000 Zuschauer im Durchschnitt der letzten Staffel, wohl mehrheitlich weiblichen Geschlechts, können sich nicht irren, und auch die Zahlen lügen nicht. Der Sender 3+ erreicht auf diesem Format eine Zuschauerquote von 19 Prozent. Dagegen sehen die Platzhirsche RTL, Sat 1 oder SF ziemlich alt aus.

3+, dieses jüngste Pflänzchen am TV-Himmel, will kein Mauerblümchen mehr sein. Und der Macher dahinter darf sich neuerdings als «Quotenkönig» fühlen, wie der *Blick* kürzlich anmerkte. Doch wer ist dieser Dominik Kaiser, der Gründer von 3+, der die Swissness neu interpretiert und den bäuerlichen Charme aus heimatlicher Scholle in die Wohnzimmer des Landes zaubert?

Spurensuche in Schlieren, der Bannmeile der einheimischen Hollywood-Discounter. Auf einem kleinen Schild in der Wagistrasse 21 findet sich ein Hinweis auf 3+. Einen Steinwurf entfernt Star TV und U1, zwei Mini-TV-Stationen, die trotz ihrer Bedeutungslosigkeit irgendwie überleben. TV 3, der untergegangene Hundert-Millionen-TV-Koloss aus dem Hause Tamedia, hat auch einmal von hier aus gesendet. Viel Beschaulichkeit, denkt sich der Besucher, weisse Möbel, junge Mitarbeiter, die still vor sich hin werkeln, ohne TV-Lärm und sichtbaren Produktionsstress.

Unerwartete Komplimente

Der Kaiser sitzt im hintersten Zimmer, einem schmucklosen Refugium, und nichts, was ihn als den Chef kenntlich machen würde. Alles ist funktional: der Grossbildschirm an der Wand, die Schale Orangen auf dem Tisch, überall herumliegende DVDs. Der Bewohner der TV-Klause ist 1,82 Meter lang, das Haar blond, das Hemd offen. Er könnte durchaus als Schauspieler durchgehen. Typ junger Wilder, aber weniger James Dean, mehr Owen Wilson. Und meist lausbubenhaft grinsend.

«Das Schweizer Fernsehen SF wollte keine Bauern-Verkupplungs-Sendung machen», sagt er und zuckt mit den Achseln. Also habe er zugegriffen. Was sich als Coup gegen den Goliath und Monopolisten entpuppt hat. Doch auch nach eingehender Fahndung ist kein Triumph in seiner Mimik auszumachen. Viel-



Untergang des Abendlandes: 3+-Chef Kaiser.

leicht sind solch niedere Instinkte einfach nicht sein Ding. Leute, die ihn kennen, begegnen ihm jedenfalls mit viel Sympathie, beschreiben ihn als bodenständigen, auf Understatement bedachten Typen, der mit der aufgeblasenen Schickeria nichts anzufangen weiss. Kaum vernetzt ist er auch in der Wirtschafts- oder Polit-Elite des Landes. Ein scheinbar grenzenlos Unbekümmerter.

Doch seinetwegen haben diverse TV-Kritiker zum Start von 3+ bereits den Untergang des Abendlandes ausgerufen. Das zwischenzeitlich verblichene Nachrichtenmagazin *Facts* schrieb: «Terroristen in aller Welt werden dieses Programm als billiges Folterwerkzeug entdecken», und selbstverständlich verkündeten die prominenten TV-Macher Roger Schawinski und Jürg Wildberger mit Stirnrunzeln im Gesicht, sie glaubten nicht an das Überleben des Senders.

Heute, drei Jahre später, liegt die Zuschauerquote trotz «Bauer, ledig, sucht...» mit vier Prozent zwar noch immer himmelweit entfernt vom Staatsfernsehen SF, dennoch übertraf Kaiser die proklamierten Ziele. «Ich bin beeindruckt von ihm, je länger, je mehr», sagt fast verdächtig versöhnlich Roger Schawinski. Jürg Wildberger hingegen ist noch nicht bekehrt: «Ich sehe das Programm praktisch nicht, es hat zu wenig Höhepunkte.» Ex-RTL-Boss Helmut Thoma, der auch im 3+-Verwaltungsrat sitzt, attestiert Kaiser, «einen super Job» zu machen. Selbst *Weltwoche*-Medienkritiker Kurt W. Zimmermann konstatiert: «Wenn man Kaiser an seinen eigenen Zielen misst, ist er gut unterwegs.» Und Berufskritiker Wolfram Knorr, der sich das Programm von 3+ «aus Desinteresse» nicht anschaut, wie er sagt, ist erstaunt, wie viele Erfolgsserien dort laufen. In dieser Hinsicht habe der Sender SF rechts überholt.

Dabei verlief der Start 2002 mehr als harzig. Es herrschte Wirtschaftskrise, Schawinskis Tele 24 hatte nach drei Jahren aufgegeben, Tamedia zog TV 3 2001 den Stecker raus, weshalb die TV-Profis überzeugt waren: Privatfernsehen funktioniert nicht in der Schweiz.

«Terroristen in aller Welt werden dieses Programm als billiges Folterwerkzeug entdecken.»

«Der Einzige, der mich unterstützte, als ich 2003 um eine Sendelizenz ansuchte, war mein Anwalt», erinnert sich Kaiser. Und der sei von ihm bezahlt worden. Selbst seine Eltern hätten ihn lange nicht ernst genommen und dann bei Sendestart verwundert gefragt, wie er «dies denn hingekriegt hätte». Positive Reaktionen? «Erst als wir bereits ein paar Monate auf Sendung waren», meint Kaiser, nach einer langen Denkpause. Zur Hartnäckigkeit gesellt sich bei Kaiser offenbar die Überzeugungs-

kraft. Diese zeigte sich, als er vermögende Investoren bat, ihm ein Privatdarlehen zu geben. Mit Bedingungen, die erstaunen: Die Aktien der neuen TV-Gesellschaft sollten in seinem Besitz bleiben. 2006 erfolgte der Sendestart auf Kabel. Ein Geniestreich. «Es dauerte lange, bis ich die Cablecom-Leute überzeugen konnte», lacht Kaiser. Dort zählen nur

wohl weil er halt ein «humoriger Mensch» sei und viel lache. Das soll eine Schwäche sein? Gut, dass er kürzlich eine Auszeichnung als Jungunternehmer des Jahres erhielt, das «sorgt für Seriosität».

Hat dieser junge Mann TV im Blut? Seine Biografie legt dies nicht unbedingt nahe. Kaiser ist einziger Sohn eines Sägereibesitzers. Ein



Nur Reichweiten zählen: «Supermodel» mit Franziska Knappe (3. v.l.).

Reichweiten. Doch woher diese nehmen, wenn ein TV-Sender noch nicht mal gestartet sei? Von den Zuschauerzahlen hängt nicht zuletzt auch der Sendeplatz ab, und je weiter vorne ein Kanal auf der Fernbedienung programmiert ist, desto lukrativer für die Werbetreibenden. Und unbescheiden, wie ein Dominik Kaiser nun einmal ist, hätte er am liebsten den Sendeplatz von SF 1 gehabt und viel Geld dafür geboten. Man darf ja noch träumen dürfen als Jungunternehmer.

Kaum auf Sendung, funktionierte sie zwar, die One-Man-Kaiser-Show. Doch es mangelte an Aussenwirkung. Die Kapitalbasis war noch immer schmalbrüstig. Wieder einmal sprach Kaiser bei potenziellen Kapitalgebern vor, etwa bei Multimillionär Thomas Matter, der 2008 bei 3+ mit sieben Prozent eingestiegen war. Kaiser hatte den Ex-Banker einige Jahre zuvor privat auf einem Malediven-Urlaub kennengelernt. Für den Verwaltungsrat konnte er Helmut Thoma gewinnen, Gründer von RTL, der schon längere Zeit Kaisers Wirken verfolgt hatte und nach einem gemeinsamen Mittagessen zusagte, ebenso wie Martin Spieler, Chefredaktor der *Handelszeitung*. Seriosität, ja das brauche es schon, meint der Enddreissiger und entblösst wieder einmal seine Zahnreihen zu einem ansteckenden Lachen. Viele würden ihm dieses Attribut nicht zugestehen,

schlaksiger Jüngling ist er gewesen, der lieber Bücher las, als dass er Fussball spielte. Er hätte in die Fussstapfen des Vaters treten sollen, doch der Filius verspürte wenig Lust dazu. «Ich machte eine Lehre als Radio- und Fernseh-elektriker», sagt Kaiser, «nur um meinen Eltern irgendetwas vorweisen zu können.»

Abends ein Trip nach L.A.

Schon ein seltsamer Karriereweg, vom TV-Techniker zum TV-Manager? Der Angesprochene verdreht seine stahlblauen Augen hinter der monströsen Brille und schmettert im Brustton der Überzeugung: «Das ist doch relativ naheliegend, beides hat mit TV zu tun.» Doch was sich dazwischen alles an Branchen, Jobs und Aktivitäten in Kaisers Vita aneinanderreihet, lässt beim besten Willen auf keine strategische Karriereplanung schliessen. IT-Fachmann – während der Lehre importierte er Computer aus Deutschland und verhökerte diese über Kleinanzeigen im *Tages-Anzeiger* –, Werber, Ladenbesitzer – er handelte mit Platten und Kleidern –, schliesslich sogar Unternehmensberater. Nichts liess er aus, was sich bestenfalls als Ausdruck unbändiger kreativer Energie interpretieren liesse.

Ein Unternehmensberater ohne einschlägige Ausbildung, geht das überhaupt? Kaiser zieht die Augenbrauen hoch und schaut, als

hätte man ihn soeben um eine Stellungnahme zur Quantenphysik gebeten. Ja, er habe mehrere Psychologieseminare besucht, meint er schliesslich. Zudem bekämen nur jene weiter Aufträge, die erfolgreich beraten hätten. Und wie war das mit der Werbeagentur? «Es hat Spass gemacht», sagt er, «aber nicht lange.» Wenn nur die Kunden nicht gewesen wären mit ihren seltsamen Ideen über Werbung.

Und heute? «Heute macht mir zum ersten Mal etwas richtig Spass», sagt er. Morgens Werbekunden umgarnen, nachmittags am Dreh, abends ein Trip nach L.A. zum Filmeinkauf – Stoff, für den sich Kaiser begeistern kann. Stundenlang im dunklen Kinosaal die neuesten Serien inhalieren, danach das Feilschen darum, mit den anderen, grossen TV-Stationen. Das TV-Geschäft sei im Vergleich zum Industrie- oder Bankengeschäft sehr persönlich. Der Einkauf von Filmen werde oft per Handschlag besiegelt, die Verträge würden häufig erst nach Ausstrahlung aufgesetzt. «Man vertraut sich, wo gibt es das heute noch?»

Kaiser ohne Reich

Zugegeben, es seien oft lange Tage, siebzig bis achtzig Stunden die Woche, aber die Belastung scheint kein Problem zu sein für den Beinahe-Vierziger. Was seine Partnerin dazu sage? «Gar nichts», grinst er, er sei ja Single. Privates erzählt er allerdings nicht gern. Auch nicht von seiner exzessiven Vergangenheit mit Alkohol und allem, was dazugehört. Bis eines Nachts die Erkenntnis gekommen sei: Noch ein Jahr weiter so, und dieser Lebenswandel könne böse Folgen haben. Mit zwanzig läuterte er sich, wurde zum Nichtraucher, Nichttrinker, kein Kaffee mehr, stattdessen schwimmt er um sechs Uhr in der Früh im Zürichsee.

Abstinent blieb er auch von 2000 bis 2003, als er im Vorstand der Zürcher Street Parade dabei war. Bei den 24-Stunden-Einsätzen im Dienste von rund einer Million tanzenden Ravern war Kaiser in seinem Element. Schliesslich begann er kleinere Events zu organisieren, die sich zu Technopartys mit bis zu 10 000 Ravern entwickelten. «Ein riskantes Geschäft, das man verstehen muss», meint der Eventmanager und ehemalige Partyveranstalter Schoscho Rufener. Doch der Quereinsteiger Dominik Kaiser habe auch dieses Geschäft beherrscht. Als Musikproduzent entdeckte Kaiser DJ

Noch hofft er, zum ersten Mal in der Geschichte von 3+ einen Gewinn ausweisen zu können.

Minus 8, DJ Energy und DJ Tatana, die es zu zweimal Gold, sechsmal Platin und zweimal Gold und Platin brachten. «Mit den CDs, die er auf eigenes Risiko produzierte, hat Kaiser die Street Parade mitfinanziert», sagt Stefan Epli, Pressesprecher des Vereins Street Parade. Es war aber auch ein gutes Geschäft, denn der Plattenmillionär verdiente an den Urheberrechten mit.

Doch dann, man ahnt es bereits, wurde es Dominik Kaiser zu langweilig. Also konzentrierte er sich auf sein Geschäft als TV-Produzent für Kurzsendungen des Schweizer Fernsehens, wurde Geschäftsführer von Viva Plus in Deutschland und begann schliesslich beim Untergang von TV 3, Pläne für einen eigenen Sender zu schmieden.

Jetzt, wo er auch das geschafft hat, steht eine Führung durch das Kaiser-Reich auf dem Programm. Es geht via Aufzug einen Stock tiefer.

28 Mitarbeiter verantworten hier das Marketing, besorgen Zuschauer-Zählungen, kümmern sich um Film- und Showrechte. Ein ganz schwieriger Bereich sei dies, wie der Tausend-sassa beim Schlendern durch den Gang festhält. Was der Laie vermisst bei diesem Rundgang, sind Aufnahmestudios, es gibt keine. Kameras? «Doch, doch», meint Kaiser beflissen, man habe ein solches Gerät in den Beständen. Für Probeaufnahmen. Mehr braucht es nicht. «Bauer, ledig, sucht...» werde im Freien gedreht. Für «Sing and Win!» mietete man sich zusammen mit dem österreichischen Sender ATV ein Studio, um Kosten zu sparen.

Ein Kaiser ohne Reich ist er also bei diesem Sender 3+. Was der Protagonist heftigst bestreitet. Bei den Planungen der TV-Sendungen sei er schon stark involviert, beteuert Dominik Kaiser. Alle Bauern seien von ihm handverlesen worden, die Produktionsfirma werde von ihm bis ins kleinste Detail gebrieft, wo, wann, mit wem und was gedreht werden soll. Dennoch seien der Schnitt und die Vertonung der ersten Staffel katastrophal gewesen. Viele Mails und Meetings seien notwendig gewesen, um die Sendung zu retten. Der deutsche Produzent habe daraufhin sämtliche freien Mitarbeiter entlassen und mit einem neuen Team die zweite Staffel gedreht.

Verflixte Verlustgeschäfte

Das Hirn des Senders ist ein kleiner Raum, in dem ein überdimensionierter Monitor steht, auf dem verschiedene Serien laufen. Hier wird das Live-Programm abgespielt, vom Videotape auf den Computer und von dort weiter zum Kabelbetreiber. Kontrolliert wird der Vorgang von zwei Technikern. Im Hinterzimmer befinden sich Computer, Kabel, Sicherheitsvorrichtungen. Die Technik bei TV 3 sei zehnmal so gross gewesen, sagt Kaiser, aber es gehe auch mit bescheidenen Mitteln.

Mit den Einnahmen auskommen, das ist des Kaisers Devise. Nur eben, diese verflixten Eigenproduktionen seien halt ein Verlustgeschäft. 120 000 Franken kostet eine Folge «Bauer, ledig, sucht...». Mit TV-Spots ist das nicht finanzierbar. Die Kosten für «Supermodel» liegen noch wesentlich höher. Noch hofft Kaiser, in diesem Jahr zum ersten Mal in der Geschichte von 3+ einen Gewinn ausweisen zu können. Ganz sicher ist er sich angesichts der Krise jedoch nicht. Zeit, an einen Verkauf des Senders zu denken, wovon TV-Insider ausgehen? Doch der Kaiser winkt ab. Ihm mache TV Spass, basta. Und solange dies so sei, werde es weitere Folgen von «Bauer, ledig, sucht...» geben. Nicht nur urchige Mädels im Bauernland Schweiz werden es ihm danken.

«Bauer, ledig, sucht...»: Die dritte Staffel wird ab dem 23. Juli 20.15 Uhr auf 3+ ausgestrahlt. www.3plus.tv/bauerledigsucht



Coup gegen den Goliath: Quotenrenner «Bauer, ledig, sucht...».

Heilige Gebeine

Die katholische Kirche zeigt sich als Meisterin der Inszenierung: Papst Benedikt XVI. verkündete, man habe die sterblichen Überreste des Apostels Paulus entdeckt. Und alle Welt glaubt daran. Von Kai Michel

Es ist nicht überliefert, ob Zahi Hawass, Chef der ägyptischen Altertümerverwaltung und von vielen als Indiana Jones der Ägyptologie gefeiert, derzeit staunend nach Rom blickt und feststellt, dass er von der katholischen Kirche noch eine Menge lernen kann. Denn obwohl Hawass ein Grosser ist, wenn es darum geht, neueste Sensationen über Pyramiden oder Pharaonen-Mumien zu verbreiten, ist das nichts gegen das Feuerwerk, das der Vatikan gerade in Sachen heiliger Paulus abbrennt.

Der Coup scheint perfekt vorbereitet: 2005 war der Archäologe Giorgio Filippi in der Basilika San Paolo fuori le mura auf einen Steinsarkophag gestossen, der bald darauf als Paulus' letzte Ruhestätte präsentiert wurde. Hier hatte um 324 n. Chr. der zum Christentum übergetretene römische Kaiser Konstantin eine Kirche errichtet, weil dort der Apostel bestattet liegen sollte. Als Benedikt XVI. ein Paulus-Jahr ausrief, das vom Juni 2008 bis zum Juni 2009 den vermuteten 2000. Geburtstag des «Völkerapostels» feiern sollte, gab es erste Gerüchte, er habe einer Untersuchung des Sarginhalts zugestimmt.

Das Anno Paolino war ein Erfolg. Die Zahl der Besucher der Kirche Sankt Paul vervielfachte sich. Kein Wunder. Paulus, dessen Wandlung vom Christenfeind zum tatkräftigsten Missionar des neuen Glaubens legendär ist, gilt vielen als zweitwichtigster Mann des Neuen Testaments. Überdies hatte der Papst allen Pilgern einen «Ablass der zeitlichen Sündenstrafen» versprochen, die «bussfertig» in der Basilika des heiligen Paulus beteten.

Spuren kostbarer Stoffe

Letzten Sonntag beendete Benedikt XVI. das Paulus-Jahr mit einem Paukenschlag: «Wir sind hier versammelt beim Grab des Apostels», begann er seine Predigt, «dessen Sarkophag unter dem Papstaltar kürzlich Gegenstand einer sorgfältigen wissenschaftlichen Analyse geworden ist.» Man habe eine Sonde hereingeführt und dabei Spuren kostbarer Stoffe ebenso zutage befördert wie, so der Papst weiter, «Knochenfragmente, deren C-14-Untersuchung durch Experten ergab, dass sie einer Person ge-



«Tiefe Bewegung»: angebliches Paulus-Grab in der Basilika San Paolo fuori le mura in Rom.

hört, die im 1. oder 2. Jahrhundert gelebt hat». Für Benedikt XVI. ist der Fall klar: «Dies scheint die einmütige und unangefochtene Tradition zu bestätigen, dass wir es hier mit den sterblichen Überresten des Apostels Paulus zu tun haben. All das erfüllt uns mit tiefer Bewegung.» – «Die Knochen von Sankt Paulus sind echt», jubelte die Presse über die «archäologische Weltsensation». Schon wird vermutet, das Gerippe müsse kopflos sein: Paulus sei enthauptet worden, der Schädel werde in der Lateranbasilika verehrt. Ob sich da einige an Dan Browns «Illuminati»-Thriller berauscht haben, der gerade in den Kinos läuft? In dem spielt das Grab des anderen grossen Apostels, Petrus, eine entscheidende Rolle.

Wo, wann und wie Paulus gestorben ist, dazu weiss man nichts Gesichertes. Die Bibel erzählt von seiner Verhaftung in Jerusalem, der Deportation nach Rom und dass er dort zwei Jahre unter Hausarrest gelebt habe. Dass er, wie heute angenommen, um das Jahr 64 während der Christenverfolgungen durch Nero mit dem Schwert hingerichtet wurde, dafür gibt es nur spätere, umstrittene Quellen: Eine Briefstelle bei Papst Clemens I. aus dem Jahr 95 lässt einen Märtyrertod vermuten, die apokryphen Paulus-Akten schmücken das hundert Jahre später aus.

Selbst wenn es keine Legenden sind, ist es fraglich, ob ein Hingerichteter in Zeiten der Wirren an einem lokalisierbaren Ort bestattet und dort über 250 Jahre lang verehrt wurde, so dass Kaiser Konstantin an der richtigen Stelle eine Kirche baute. Wahrscheinlicher ist, dass er irgendein Märtyrergrab wählte oder einen Sarkophag herbeischaffen liess – die Geschichte ist voll von solchen Beispielen («invention of

tradition» nennt das der Historiker Eric Hobsbawm). Auch dass der Platz regelmässig vom Tiber überflutet wurde, spricht nicht für ein erhaltenes Begräbnis. Ende des 4. Jahrhunderts musste die Kirche deshalb höher gelegt werden. Um 1500 soll der Ort des Paulusgrabes ganz vergessen worden sein; und 1823 brannte die Basilika ab. Die Architekten gingen beim Wiederaufbau nicht eben pfleglich mit der Ruine um. Ob sie einen Sarkophag unter dem Altar als frommen Grundstein platzierten?

Wissenschaftlich wertlos

Reine Spekulation. Aber mehr ist die heutige Knochenanalyse per Radiokarbonmethode auch nicht. Die Datierung besagt nur, dass die Knochen aus dem 1. oder 2. Jahrhundert stammen. Sie liefert keinen Hinweis auf Geschlecht oder Alter des Toten. Selbst eine Genanalyse bewiese nichts. Es gibt keine Verwandten, die Erbmaterial zur Identifizierung liefern könnten. Wissenschaftlich besehen, kann es sich bei den Knochen um irgendeinen Toten aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten handeln, wie sie in Roms Katakomben liegen. Die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um Paulus' Knochen handelt, ist verschwindend gering. Alles andere ist Glaubenssache.

Schon der Gedanke an einen DNA-Test zeigt, wie schnell die Kirche in Teufels Küche geraten kann. Ihre Sakralbauten sind voller Reliquien, die Wissenschaftler gerne untersuchen würden. Wenn das schon der Papst erlaubt: Warum sollte man nicht andere Reliquien inspizieren? Allein von Paulus gibt es welche in Tarsus, auf Malta oder in London. DNA-Vergleiche wären spannend: Stammen sie alle von einer Person? Pietätvoll aber ist das nicht. ○

Faule Ernte

Das prominenteste Bild der Basler Van-Gogh-Ausstellung wurde nicht von Vincent van Gogh gemalt. Es ist wie andere in Basel gezeigte Gemälde eine Fälschung des Pariser Malers Emile Schuffenecker.

Von Hanspeter Born

Eine Sinfonie in Gelb und Blau. Auf Plakaten, Prospekten, Flugblättern und Tickets zur Basler Van-Gogh-Ausstellung prangt das Bild «Ernte in der Provence». Wir sehen im Vordergrund die Stoppeln eines abgeernteten Weizenfelds, dann einige eng nebeneinanderstehende Garben, einen Landarbeiter, der sie zusammenbindet, im Hintergrund angedeutete Bäume, ein Haus mit einer sonnenbeschienenen Wand, eine blaue Bergkette und einen blaugrünen Himmel. Zur Eröffnung der Ausstellung stellte sich der Direktor des Basler Kunstmuseums, Dr. Bernhard Mendes Bürgi, demonstrativ vor diese «Ernte in der Provence», um mit dem typisch van-goghischen Bild als Kulisse dem Fernsehen Rede und Antwort zu stehen.

Typisch van Gogh? Wer das Werk des Niederländers nur einigermaßen kennt und das Plakatbild – Nummer 36 im Ausstellungskatalog – genauer betrachtet, wird merken, dass Vincent van Gogh dieses unbeholfene Gemälde nicht verbrochen hat. Auf erste, oberflächliche Ansicht frappt das Bild zwar durch seine kühnen komplementären Farben, aber sobald man Bildaufbau, Perspektive und Details studiert, fallen Schwächen und Ungeschicklichkeiten auf, die Vincent nie unterliefen.

Wie das Graben, Säen, Mähen und andere bäuerliche Verrichtungen hat Vincent das Ernten schon in seinen künstlerischen Anfängen genau beobachtet und gezeichnet. Im Juni 1888 brachte er es unter der Sonne von Arles in der Wiedergabe von Weizenernten zur unübertroffenen Meisterschaft. Aus jenen Junitagen zeugen sieben eindruckliche Ölbilder und um die sechzig Skizzen und Zeichnungen von seinem künstlerischen Ringen mit der damals in vollem Gang sich befindenden Weizenernte. Am 21. Juni schreibt er: «Wir haben an den letzten beiden Tagen einen sintflutartigen Regen gehabt, der den ganzen Tag dauerte und der den Anblick der Felder verändern wird. Dies ist auf unerwartete und brüske Weise gekommen, als alle an der Ernte waren. Man musste das Getreide grösstenteils so, wie es war, einfahren.» Am 20. Juni war Schluss mit der Ernte und Schluss mit den Erntebildern. Dass Vincent damals genau sieben – und nur sieben – Bilder mit dem Erntethema malte, entnehmen wir Vincents Brief vom 24. Juni an den Malerkollegen Emile Bernard: «J'ai sept études de blé.» Fünfzehn Zeichnungen und Skizzen helfen, die sieben im Brief erwähnten Weizenbilder zu identifizieren. Das Basler Plakatbild ist nicht darunter.

Es bedarf nicht des Zeugnisses der Briefe, um das Plakatbild als Fälschung zu erkennen. Durch seine ungenügende Qualität verurteilt es sich selber. Es strotzt von Mal- und Verständnisfehlern, die man Vincent van Gogh, dem meisterhaften Maler von Getreideernten, nicht anlasten kann und nicht anlasten darf. Allein schon die mit gleichförmigen mechanischen Pinselstrichen gemalten Stoppeln, die an ein schlechtrasiertes Gesicht erinnern, sind ein Indiz dafür, dass es sich bei dem Basler Plakatbild um einen unechten van Gogh handeln muss. Schauen Sie sich die andern in Basel neben dem rudimentären Stoppelfeld ausgestellten herrlichen Weizenfelderbilder an (Katalognummern 35, 37, 38, 39, 40): Um Distanz wiederzugeben, werden auf all diesen Bildern die in Farbe und Stellung variierten Pinselstriche gegen oben kleiner und weniger scharf. Auf dem eintönigen Basler Plakatbild sind sie alle ungefähr gleich lang, alle mehr oder weniger senkrecht und gleichfarbig.



Irritierende Auswahl: Händler Feilchenfeldt.

Vergleichen Sie Stoppeln und Garben auf dem Plakatbild mit den Stoppeln und Garben auf dem «Weizenfeld», das heute in Honolulu ist (Kat. 38). Vincent war ein realistischer Maler, der zwar aus kompositorischen Gründen manchmal einzelne Elemente in seinen Bildern vereinfachte oder verschob, aber sonst die Natur treu wiedergab. Sein Ziel war es, *de démêler la nature*, die Natur zu entwirren. Wenn er eine Garbe malt, weiss jeder, dass es sich um eine Garbe handelt. Das Kuddelmuddel am linken Bildrand des Basler Plakatbilds ist unverständlich. Kein Bauer würde die Garben so aufstellen, wie sie auf dem Bild wahllos herumstehen – und herumliegen. Die am Boden liegende schlaffe Garbe im rechten Vordergrund sieht aus wie ein aus dem Bild flüchtender verängstigter Hummer.

Rätselhaft auch die grünen Strichlein, die das abgeerntete Feld von dem noch stehenden Weizen trennen. Handelt es sich um einen Zaun? Und welchen Zweck hätte ein solcher Zaun? Oder sollen die Striche Schatten darstellen? Aber wieso soll das Weizenfeld einen Schatten nach vorne werfen, wenn das Licht, wie man aus der beleuchteten Fassade der beiden Häuser im Hintergrund schliessen muss, von links vorne kommt? Oder ist es grünes Unkraut? Es gibt keine vernünftige Antwort.

Wie kommt es, dass ein linkisches Bild wie «Ernte in der Provence» von Fachleuten als echtes Werk des grossen niederländischen Malers betrachtet wird? Die Antwort ist einfach: Das Bild hat scheinbar eine hieb- und stichfeste Provenienz. Scheinbar.

Die echten van Goghs

Die «Ernte in der Provence» figuriert in allen Werkverzeichnissen seit 1928. Als erste Besitzerin wird immer Johanna van Gogh-Bonger, die Schwägerin Vincents, angegeben. Die Verfasser dieser Kataloge gingen davon aus, dass das Bild zum Zeitpunkt von Vincents Tod im Besitz der Familie van Gogh war. Theo, der auch Vincents Kunsthändler war, wusste, was sein Bruder gemalt hatte. Der Farben- und Bilderhändler Julien Tanguy, der für Theo viele Bilder Vincents aufbewahrte, wusste es ebenfalls. Als Theo zehn Wochen nach Vincents Tod gelähmt ins Spital eingeliefert werden musste, war klar, dass er nie wieder genesen würde. Im November 1890 unterschrieb Andries Bonger, der Schwager der Van-Gogh-Brüder, einen Versicherungsvertrag für die Bilder Vincents. Zuhanden der Versicherungsgesellschaft stellte Bonger mit Hilfe des Händlers Tanguy und des mit Vincent befreundeten Malers Emile Bernard ein Inventar der Werke auf. Jede Nummer im Inventar hat einen Namen, den Tanguy und Bernard dem Bild gaben, sowie meist auch eine Angabe zu dessen Format. Ein als «toile de 12» bezeichnetes Landschaftsbild misst 46 × 61 cm.

Jedes Bild, das im Inventar verzeichnet ist, ist mit Sicherheit ein Werk von Vincent van Gogh. Die Herausgeber des vom Van-Gogh-Museum veröffentlichten Kassenbuchs der Familie van Gogh behaupten, dass das Basler Plakatbild – «Ernte in der Provence» – in diesem Inventar figuriert. Damit gibt das Van-Gogh-Museum dem Basler Plakatbild sein Gütesiegel. Es kann jedoch nachgewiesen werden, dass das Bild im Inventar fehlt. >>>



Typisch van Gogh? Schuffenecker-Fälschung «Ernte in der Provence», 1896 (?).

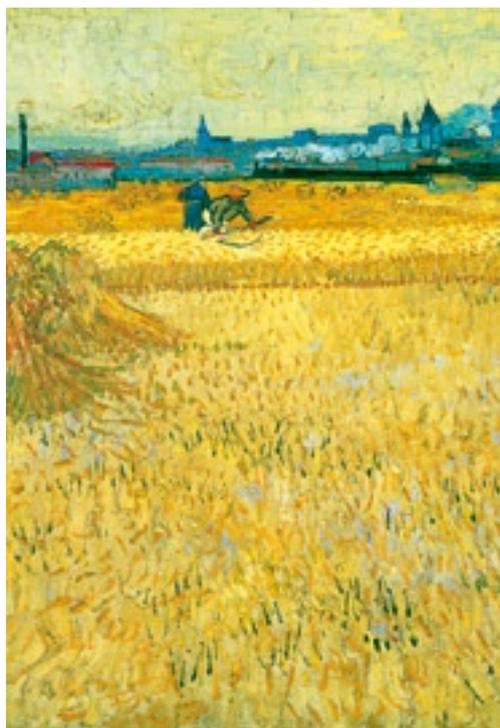


Entwerrung der Natur: Van Goghs «Bauernhaus in der Provence», 1888, von Vincents Schwager «Ferre» und «Moissonneur» genannt.

Im November 1891, sechzehn Monate nach dem Tode Vincents, verkaufte der Bilderhändler Tanguy für 2200 Francs sechs seiner Bilder dem dänischen Sammler Willy Gretor. Andries Bongers rapportierte seiner Schwester das Geschäft und beschrieb alle sechs verkauften Bilder mit Namen und Format. Unter den sechs sind eine Rhone-Ansicht, je eine Nachahmung von Delacroix und Doré, zwei Strohüttenbilder und schliesslich ein Bild vom Format 12, das Bongers «Moissonneur» («Erntearbeiter») nennt. Das Van-Gogh-Museum nimmt irrtümlicherweise an, dieser «Moissonneur» sei identisch mit der «Ernte in der Provence», dem Basler Plakatbild mit dem Stoppelfeld. Der Irrtum ist leicht nachzuweisen.

Andries Bongers hat nämlich nicht nur seine Schwester brieflich über den Verkauf der sechs Bilder an Gretor orientiert, sondern auch im Versicherungsinventar bei sechs Bildern den Vermerk «verkauft an Grétau [Gretor]» hinzugefügt. Im Inventar heisst nun aber keines der sechs an Gretor verkauften Bilder «Moissonneur». Das einzige der sechs Bilder im Inventar, das als «Erntearbeiter» in Frage kommt, ist Nummer 227, die nicht «Moissonneur», sondern «Ferme» («Bauernhof») heisst. Auf diesem Bild schreitet ein Mann durch ein Feld. Der Mann ist zwar nicht mit Ernten beschäftigt, aber Bongers vermutete, es handle sich um einen Erntearbeiter. Daher der Name.

Es trifft sich zufällig, dass an der Basler Ausstellung ein «Bauernhof in der Provence» (Katalognummer 35) zu sehen ist. Genau dieser «Bauernhof in der Provence» ist das Bild vom Format 12, das Andries Bongers «Moissonneur» nennt und das mit der «Ferme», Nummer 227 im Inventar, identisch ist. Auf dem Plakatbild ist kein Bauernhof zu sehen. Es kann also – auch wenn das Van-Gogh-Museum dies behauptet – unmöglich die «Ferme» (Nr. 227) des Inventars sein. Für das Basler Plakatbild ist



Van Goghs «Weizenfeld mit Blick auf Arles», 1888.

auch sonst im Inventar kein Platz. Es gibt dort unter den der Periode von Arles zugeordneten sieben Bildern vom Format 12 kein einziges, dessen Name auch nur entfernt auf das Plakatbild passen würde. Der «Ernte in der Provence», die auf Postern, Prospekten, in UBS-Schaufenstern und auf Lächerlidosen zu sehen ist, fehlt demnach eine glaubwürdige Herkunft. Das Bild entstand nach dem Tode Vincents.

Aufschluss über die Herkunft des Stoppelfeldbilds geben die Zeichnungen, die Vincent seinen Briefen an Malerkollege Emile Bernard beilegte. Sie dienten dem Hersteller des Basler Plakatbilds als Vorlagen. Dieser Hersteller war mit Bernard eng befreundet und besass selber mehrere Ölbilder und Zeichnungen von Vincent. Er war zudem auch Maler, ein wenig ori-

gineller zwar, aber ein passabler. Sein Name: Emile Schuffenecker (1851–1934).

Ungeschickter Fälscher

Der Städter Schuffenecker war nie in der Provence gewesen. Er hat zwar gelegentlich im Freien gemalt, aber im Gegensatz zu Vincent interessierten ihn Bauern und Arbeiter nicht. Man vergleiche die Figur auf dem Plakatbild mit derjenigen auf dem «Bauernhaus in der Provence» (Kat. 35), das in Basel direkt daneben aufgehängt ist. Das mit unsicheren Strichen gezeichnete Geschöpf auf dem Plakatbild überschreitet (oder überspringt) eine Garbe und strebt auf die nächste zu. Der Arm, der von der Schulter abgetrennt ist, hält in der Hand etwas, was ein Schnurknäuel sein könnte. Was der Mann tut oder vorhat, ist schleierhaft. Im Gegensatz zu der unbeholfenen Figur auf dem Plakatbild ist Vincents mit wenigen Pinselstrichen hingeworfener Bauer glaubwürdig. Béret, Kopf, Schultern, Jacke, Arme, Hose stimmen. Die Figur ist direkt auf die Leinwand gemalt, also eingeplant. Auf dem Plakatbild ist die Figur über den bereits bemalten Grund geschmiert ein nachträglicher Einfall.

Je näher man das Basler Plakatbild betrachtet, desto mehr Ungeschicklichkeiten entdeckt man: Bäume, die nicht als Bäume erkennbar sind, Häuser, wie von einem Kind gezeichnet, dunkle unförmige Farbtupfer, die Schatten andeuten sollen, unsichere Konturen.

Schuffenecker war mit Vincents Werk vertraut genug, um leidliche Kopien und Pastiches herzustellen, die an den Stil des Meisters erinnern. Unter den Sammlern, die auf seine Fälschungen hereinfließen, waren auch Kenner. Es gibt Indizien dafür, dass sogar Auguste Rodin – der grosse Bildhauer – auf das Basler Plakatbild hereinfließ. Am 5. Februar 1904 kaufte Rodin beim Buchhändler Louis Soullié einen Gauguin, einen Whistler und einen van Gogh.



AARAU BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE LUGANO LUZERN ST. GALLEN ZÜRICH

Die Schweizer Bildungsinstitution.
Effizient. Sicher. Individuell.



Wer immer Sie sind. Wo immer Sie stehen. Wohin Sie auch wollen.
AKAD – Bildung, die zu Ihnen passt.

Eidg. Fachausweise und Diplome für die Berufswelt, Handelsschule, Berufsmaturität, gymnasiale Maturität, Sprachen, Höhere Fachschulen Wirtschaft/Bank/Versicherung, Fachhochschule, Weiterbildungskurse für Schule, Beruf und Freizeit.

www.akad.ch

Sechs Monate später befahlen den Bildhauer Zweifel an der Echtheit des «van Gogh», und er reklamierte beim Verkäufer. In einem Brief vom 4. August 1904 verteidigte sich Soullié. Er schreibt, er habe alle drei Bilder persönlich von Emile Schuffenecker gekauft, und fügt hinzu: «Jedermann weiss, dass er [Schuffenecker] es ist, der die beste und grösste Sammlung von Gauguins und van Goghs besitzt.»

1905 wurden an einer Retrospektive am Salon des Indépendants 45 van Goghs ausgestellt. Der Fotograf und Kunsthändler Eugène Druet lichtete mit einer Ausnahme alle ausgestellten van Goghs ab, 44 der 45. Das einzige Bild aus dem Katalog, von dem ein Foto fehlt, ist eine von Rodin geliehene «Landschaft». Druet, der an der Weltausstellung von 1900 den Rodin-Pavillon betreut hatte und der später als Kunsthändler über 500 van Goghs fotografierte, hat die «Landschaft» entweder nie abgelichtet oder die Aufnahme vernichtet. Er tat dies, um Rodin eine Blamage zu ersparen. Bei der nicht näher definierten «Landschaft» handelte es sich nämlich mit grosser Wahrscheinlichkeit um den von Schuffenecker stammenden «van Gogh». Dieser «van Gogh» muss das Basler Plakatbild gewesen sein.

An der erwähnten Retrospektive von 1905 war auch Schuffenecker als Leihgeber von sieben van Goghs vertreten, das heisst Emiles Bruder Amédée, der seit Emiles Scheidung im Vorjahr als Strohhalm die Sammlung verwaltete. Unter den von den Schuffeneckers geliehenen (und fotografierten) Bildern befand sich ein «Moissonneurs» («Erntearbeiter» in der Mehrzahl), das Bild, das in Basel als «Weizenfeld mit Blick auf Arles», Katalognummer 39, zu sehen ist. Kurz nach der Retrospektive ging das prächtige Bild aus dem Besitz der Schuffeneckers Rodins Besitz über. Es ist heute noch im Musée Rodin in Paris. Der Schluss liegt nahe, dass die Schuffeneckers die von Rodin beanstandete «Land-

schaft», vermutlich das Basler Stoppelfeldbild, zurücknahmen und den Bildhauer mit dem «Weizenfeld mit Blick auf Arles» entschädigten. Rodins Fotograf, der Kunsthändler Eugène Druet, der später erwiesenermassen schuffeneckersche Fälschungen nach Deutschland verkaufte, wirkte dabei wohl als diskreter Mittelsmann. Die Schuffeneckers nahmen das angezweifelte Bild zurück, Rodin erhielt ein Meisterwerk. Alle wahrten das Gesicht.

Auftrag nicht erfüllt

Das zuvor nirgends dokumentierte Plakatbild tauchte nach der Retrospektive von 1905 in der einflussreichen Pariser Galerie Bernheim-Jeune auf, die es dem Berliner Kunsthändler Paul Cassirer andrehte. Der verkaufte das Bild dem Chemnitzer Textilfabrikanten Herbert Esche weiter, der 1945 in die Schweiz auswanderte. Über den Zürcher Kunsthändler (und Mitorganisator der Basler Ausstellung) Walter Feilchenfeldt gelangte das Stoppelfeldbild schliesslich ins Israel-Museum in Jerusalem.

Und jetzt haben die für die Basler Schau Verantwortlichen – und unter ihnen der Händler Feilchenfeldt, der das Bild einmal besass – die von Schuffenecker gemalte, bereits vor elf Jahren in *Le Monde* als Fälschung angeprangerte «Ernte in der Provence» als Vorzeigebild für die grosse Van-Gogh-Ausstellung ausgewählt. Das schuffeneckersche Stoppelfeldbild zierte nicht nur Posters und Flugblätter, sondern auch das vom Basler Kunstmuseum herausgegebene Lehrmittel für Schüler. Die Hunderttausende, welche die Basler Ausstellung besuchen, und all diejenigen, die das allgegenwärtige Stoppelfeldbild auf Plakatwänden und in Schaufenstern nicht vermeiden können, müssen glauben, dass sie das Werk eines der bedeutendsten Maler des 19. Jahrhunderts vor sich haben. Und sie müssen – wenn sie Kunstverstand und Sinn für Ästhetik haben – zweifeln, ob der Vincent

van Gogh, der ein solch schwaches Bild gemalt haben soll, wirklich der grosse Künstler war, als der er gilt.

Man kann den Verantwortlichen für die Basler Ausstellung – Direktor Bernhard Mendes Bürgi, Kuratorin Nina Zimmer und Kunsthändler Walter Feilchenfeldt – nicht verübeln, dass sie sich auf das Van-Gogh-Museum und dessen falsche Provenienz verliessen. Weniger begreiflich ist hingegen, dass sie als ihr Vorzeigebild nicht eines der ihnen zur Verfügung stehenden Meisterwerke Vincents auswählten, sondern ausgerechnet das Stoppelfeldbild.

Man kann sich darüber amüsieren, dass sich die UBS, das Läcklerli-Huus, die SBB und andere diese Fälschung als Werbeträger haben aufschwätzen lassen. Weniger lustig ist, dass man lernbegierigen Schülern eine rudimentäre Nachahmung als das Werk des Meisters präsentiert. Basel war das erste städtische Gemeinwesen der Welt mit einer öffentlich zugänglichen Kunstsammlung. Die Direktoren und Kuratoren des Kunstmuseums verwalten ein wichtiges historisches Erbe und tragen eine volkspädagogische Verantwortung. Ihnen obliegt es, das Publikum über Kunst aufzuklären und ihm gute Malerei nahezubringen. Wenn die Basler Verantwortlichen ein minderwertiges Bild urbi et orbi als Werk Vincent van Goghs anpreisen, werden sie ihrem Auftrag nicht gerecht. Für Direktor Bernhard Mendes Bürgi und seine Adlaten sind offenbar «schön» und «gut malen» keine Kriterien. Für Vincent waren sie es. In jenen heissen Junitagen 1888 schrieb er aus Arles seiner Schwester: «Der wichtigste Charakterzug bei einem Maler, stelle ich mir vor, ist, dass er malen kann. Diejenigen, die malen können, diejenigen, die es am besten können, sind die Quellen einer Sache, die lange dauern wird, die so lange existieren wird, als es Augen gibt, die es geniessen, etwas spezifisch Schönes zu sehen.» ○

Wird überschüssiger Strom in Containern gelagert?

www.stromzukunft.ch

Ihre Schweizer Stromversorger

Scheidung auf Italienisch

Die Polemik um den alternden Satyr Silvio Berlusconi ist nur das Vorspiel zum Rosenkrieg mit seiner Frau Veronica. Ist damit auch seine Liebesgeschichte mit Italien beendet? Von Peter Hartmann



Klandestine Paarbeziehung: Silvio Berlusconi mit Frau Veronica und den Kindern Luigi, Barbara und Eleonora.

Es war einmal eine Liebesgeschichte *all'italiana*, und sie begann so: Der Mächtige, er hiess Bettino Craxi und war zeitweise Ministerpräsident, und der Erfolgreiche, der alles zu Gold machte, was er anrührte, das war Silvio Berlusconi, sie durchstreiften als *frères cochons* das Mailänder Nachtleben. Sie waren beide verheiratet. Craxi schleppte Berlusconi in eine Vorstellung im Teatro Manzoni, wo Craxis Geliebte Anja Pieroni in einem freizügigen Schwank auftrat. Berlusconi war hingerissen von ihrer Bühnenpartnerin, einer üppigen Blondine, die sich Veronica Lario nannte, in Anspielung auf die Hollywood-Schönheit Veronica Lake. Die Busenschwestern Anja und Veronica waren auch in dem Horrorfilm «Tenebre» (Finsternis) zu sehen, der bis heute als Klassiker des Genres gilt; die beiden wurden von einem Serienkiller hingemetzelt, Anja mit einem Messer, Veronica mit einer Axt.

Silvio Berlusconi überhäufte Veronica mit Rosen und Anrufen, doch sie liess ihn zappeln.

Da kaufte er ihr kurzentschlossen das Teatro Manzoni. Fortan führte Berlusconi ein Doppelleben mit zwei Familien. Als er und Veronica 1990 heirateten und gemeinsam an die Öffentlichkeit traten, hatten sie bereits drei Kinder.

Nervöser Drachentöter

Solche klandestinen Paarbeziehungen sind auch in Italiens besten Familien durchaus nicht ungewöhnlich und mussten nicht immer mittels melodramatischen Eifersuchtsmorden bereinigt werden wie in Pietro Germis Filmkomödie «Scheidung auf Italienisch». Der Hauptdarsteller Marcello Mastroianni unterhielt im wahren Leben neben seiner zementfesten Ehe Langzeitverhältnisse mit Catherine Deneuve und Faye Dunaway. Der Fiat-Patriarch Gianni Agnelli erfreute sich im Stile eines Renaissancefürsten unzähliger galanter Abenteuer. Der verheiratete Kommunistenchef Palmiro Togliatti richtete im Dachstock der Parteizentrale ein

heimliches Liebesnest ein für sich und die Senatorin Nilde Iotti. Das Recht auf Scheidung ist erst seit 1974 fest verankert.

Berlusconi beklagt sich gelegentlich mit gequälter Mimik, dass die Justiz keinen Menschen so viel Geld gekostet hat wie ihn. Irgendwann erreichte die Honorarsumme 160 Millionen Euro, und es werden immer mehr, so wie das Heer seiner Anwälte wächst und wächst: Strafverteidiger, die ihn aus seinen Prozessen herauspauken, Gesetzesexperten seiner Partei Popolo della Libertà, die ihm im Parlament die entlastenden Dekrete auf die Person schneiden. Er stilisiert sich als vom Volk legitimierter Drachentöter gegen die angeblich rachsüchtige linke Justiz, gegen das Komplott der Richter, das ihn, immer vergeblich, zu erledigen versucht.

Mutige Mailänder Untersuchungsrichter deckten Anfang der neunziger Jahre das flächendeckende Schmiergeldnetz zwischen

Wirtschaft und Politik auf und brachten damit die Erste Republik zum Einsturz. Der Sozialist Bettino Craxi, Berlusconi politischer Schutzpatron und Taufpate seiner Kinder, der ihm die gesetzliche Rückendeckung zum Aufbau des Privatfernsehens geliefert hatte, flüchtete vor einer 20-jährigen-Haftstrafe ins Exil nach Tunesien und starb 2000 vereinsamt. Berlusconi geschäftliche Lage war 1993 verzweifelt, er hatte umgerechnet vier Milliarden Franken Schulden, und sein CEO Franco Tatò wollte die Bilanz deponieren. Berlusconi wählte einen andern Ausweg: Er betrat selber das Feld der Politik und stampfte innert zweier Monate die Siegerpartei Forza Italia aus dem Boden.

Heute scheint sich alles, was der «re Mida» Berlusconi anfasst, in Ärgernisse zu verwandeln. Der Cavaliere (bedeutet nicht «Kavalier» im Wortsinn, sondern ist der Titel eines «Ritters der Arbeit», den er vor langer Zeit bekam, als er noch ganze Vorstädte hochzog) ist ausserordentlich nervös vor dem G-8-Gipfel, den er vom 8. bis zum 10. Juli als Gastgeber im erdbebenzerstörten Abruzzenstädtchen L'Aquila leitet. Er möchte sich der Welt als Tatmensch zeigen, aber er fürchtet, dass sich die Geschichte wiederholt, dass die Justiz ihn demütigen könnte wie 1994 in Neapel. Damals liessen ihm die Mailänder Strafverfolger den Ermittlungsbescheid wegen Korruption überbringen – schon ging sein internationales Image in die Brüche.

Tritte ins Fettnäpfchen

Veronica verzichtete seither auf ihre Rolle als First Lady, wenn ihr Mann wieder regierte, und widmete sich der Kindererziehung und ihrem biologischen Gemüsegarten. Silvios prahlrische Sprüche, seine Tritte ins Fettnäpfchen, seine Affären und Prozesse erduldet sie schweigend. Aber sie litt. Etwa als er der liebeizenden Abgeordneten Mara Carfagna zurief: «Wenn ich nicht schon verheiratet wäre, würde ich sofort dich heiraten.» Da forderte Frau Berlusconi in der Zeitung *La Repubblica* eine Entschuldigung. Der Göttergatte kroch öffentlich zu Kreuze: «Vergib mir, ich bitte dich.»

Ein Jahr später holte er Mara Carfagna ins Kabinett und machte sie zur «schönsten Ministerin der Welt» (so die *Bild*-Zeitung), zuständig für die Gleichstellung von Mann und Frau. «Ich möchte dich daran erinnern», flachste er unter dem Gelächter der Ministerrunde, «dass ich das Recht auf die erste Nacht habe.»

Doch jetzt hat es der Cavaliere, der behauptet, für jede ein Eroberungsrezept zu kennen, plötzlich mit einer Frau zu tun, an der jedes Kompliment, jede Anbiederung und jedes Lächeln abprallen wird. Einer schmalen, grossgewachsenen Amazone, die ihn, obwohl sie flache Absätze trägt und er hohe, um Haupteslänge überragen wird, falls sie sich je persönlich begegnen sollten. Die 48-jährige Anwältin Maria Cristina Morelli hat einen unverbindlich stahlblauen Blick. Die Augenfarbe



Cleveres Luder: Callgirl D'Addario.



«Vergib mir, ich bitte dich»: mit Gattin Veronica.



Mit Schmuck behängt: Noemi Letizia.

verbindet sie mit ihrer berühmten neuen Klientin: der Signora Veronica Berlusconi.

Veronica will sich endgültig scheiden lassen, und das könnte eine ausserordentlich schwierige Prozedur werden, weil sie auch die Aufteilung des Erbes des reichsten Italieners unter seine fünf Nachkommen – Marina und Pier-silvio aus erster, Barbara, Eleonora und Luigi aus der zweiten Ehe – tangiert. Berlusconi Imperium ist ein kompliziertes System chinesischer Schachteln.

Sie leben schon längst getrennt, sie mit den Kindern im Palast in Macherio an der Mailänder Peripherie, er mit seinem Hofstaat im Schloss Arcore bei Monza. Die Rechtsanwältin Morelli, spezialisiert auf Familienrecht, selber unverheiratet und kinderlos, verbrachte als leidenschaftliche Seglerin gerade einen ihrer seltenen Urlaubstage auf der Vulkaninsel Stromboli, als der Anruf kam. Sie kehrte sofort nach Mailand zurück.

Veronica war die Galle schon übergelaufen, weil ihr Mann «junge Schlampen» für die Parteilisten des Europaparlaments und für kommunale Wahlgänge favorisierte und damit «die Frauen beleidigt». Aus den Zeitungen erfuhr sie dann von dem bizarren Auftritt ihres Gatten, der mit Blaulicht in Casoria bei Neapel vorgefahren war und die Schülerin Noemi Letizia an ihrem 18. Geburtstag mit Schmuck behängt hatte, während er bei den Geburtstagen seiner eigenen Kinder nie aufgetaucht sei. Noemi redete Berlusconi arglos mit «Papi» an, und der Ministerpräsident konnte hinterher auch mit vier verschiedenen Geschichtsvarianten nicht erklären, in welchem Verhältnis er zu dem blutjungen Mädchen steht. Er berief sich sogar auf einen toten Zeugen und behauptete, Noemis Vater sei Craxis Chauffeur gewesen. Die Kinder Craxis dementierten.

Der Frauenvermittler des Premiers

Veronicas Scheidungsbegründung wirkte wie ein Brandbeschleuniger des Skandals: Sie könne nicht mehr länger mit einem Mann verbunden bleiben, «der mit Minderjährigen verkehrt», und sie mache sich «ernsthafte Sorgen um seinen Zustand».

Als der umtriebige Beinprothesenfabrikant und Partylöwe Gianpaolo Tarantini wegen Korruptionsverdachts von der Staatsanwaltschaft in Bari abgehört wurde, hatten die Lauscher plötzlich die vertrauteste Stimme des Landes im Ohr: Silvio Berlusconi. Tarantini entpuppte sich als Frauenvermittler des Premiers. Dutzende von *veline* (die leichtbekleideten Showgirls im Fernsehen), Models und karrierehungrigen Teenagern landeten letzten Sommer auf Berlusconi Anwesen «La Certosa» an der Costa Smeralda. Der Fotograf Antonello Zappadu (der Namen könnte von Fellini sein, wie Paparazzo) schoss Tausende von Aufnahmen des Kommens und Gehens, vom Flughafen Olbia bis in die verwinkelten Gärten des Cavaliere. >>>

Unter den Besucherinnen war auch die blonde Noemi aus Neapel. Sie hatte ein Bewerbungsdossier mit einem Fotoalbum an den Sender Rete 4 geschickt, der eine *velina* für die Wetternachrichten suchte, und Emilio Fede, der Direktor des Senders und langjährige Freund Berlusconi, vergass die Unterlagen im Büro des Presidente. Berlusconi hat darin geblättert und daraufhin das Mädchen angerufen und gefragt: «Weisst du, wer ich bin?» Er machte Noemi Komplimente für ihr unschuldiges Aussehen und lud sie ein nach Sardinien. So erzählt es ihr damaliger Freund, der mitgehört hatte und jetzt nicht mehr ihr Freund ist, aber vorbestraft, weshalb man ihm vielleicht nicht glauben sollte, und Noemi sagt gar nichts mehr.

Der Lieferant aus Bari besorgte ebenfalls den Erotikservice an Berlusconi Privatsitz, dem Palazzo Grazioli in Rom, und weil er mit dem Nachschub von Nymphchen nicht mehr nachkam, warb er auch Callgirls an, so die bereits 42-jährige Patrizia D'Addario, ein ziemlich cleveres Luder, die mit Tonbandgerät und Videohandy die Liebesnacht mit dem Premier festhielt und statt des vereinbarten 2000-Euro-Honorars eine Ausbaubewilligung für ihr Haus wünschte. Der Cavaliere, sagt sie, vergass es, wie er sie überhaupt nicht mehr kennen will. Patrizia erinnert sich, wie er sie bat, zum Frühstückstête-à-tête zu bleiben, er müsse nur noch schnell die Wahl Obamas zum amerikanischen Präsidenten kommentieren. Später wurde ihre Wohnung in Bari ausgeraubt. Vom Geheimdienst oder von der Mafia? Eine Warnung? Oder dramatisiert die Dame die Story ihres Lebens?

Der leichtsinnige Regierungschef machte sich erpressbar, das ist der brisante Kollateralschaden dieses Skandals, mehr als Berlusconi Imageverlust. Es ist vielleicht wahr, dass Italien ein toleranteres Land ist als andere Nationen mit höheren politischen und moralischen Standards, aber viele Italiener wissen kaum Bescheid über das Lotterleben des Cavaliere, oder sie nehmen seine Ausschweifungen amüsiert oder angewidert zur Kenntnis wie ein allzu menschliches Zusatzkapitel des «Decamerone».

Schwarze Minijupes

Es wirkte wie absurdes Theater, als nach langen Wochen des Totschweigens der Affäre das «Telegiornale» des Staatssenders Rai Uno ein rätselhaftes Statement Silvio Berlusconi ausstrahlte. Er erklärte, noch nie in seinem Leben habe er einer Frau Geld bezahlt für Liebesdienste, das widerspreche seiner Philosophie des Eroberns. Für die meisten Zuschauer machte das Bekenntnis keinen Sinn, weil sie die Zusammenhänge nicht kannten. Für Berlusconi schon, denn im Parlament ist ein Gesetz hängig, das die Strassenprostitution unter Strafe stellt. Sein Intimanwalt Niccolò Ghedini erklärte: «Selbst wenn es wahr wäre, Berlusconi war nur der Endverbraucher der Frauen, nicht der Organisator der Prostitution.»



«Frères cochons»: Berlusconi, Bettino Craxi (r.).

Während dem Ministerpräsidenten in den Auslandmedien von Berlin bis Washington seit Wochen hämisch die Hosen ausgezogen werden, hat die Rai die Affäre willfährig ausgeblendet. Der neue Chefredaktor des Nachrichten-Flaggschiffs von Rai Uno, Augusto Minzolini, ist erst seit einem Monat im Amt und wollte sich die Karriere nicht durch falsche Stallregie verderben. Berlusconi eigene Stationen unterschlugen den Skandal ohnehin.

Nur die beiden grossen politischen Tageszeitungen des Landes, der bürgerliche *Corriere della Sera* und die linksliberale *Repubblica*, enthüllen laufend die Peinlichkeiten des Sultans Berlusconi. Sie erreichen zusammen kaum 1,3 Millionen Auflage. 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung lesen gar keine Zeitung oder höchstens die *Gazzetta dello Sport*. Der Romancier Umberto Eco, der auch ein Medienexperte ist, sah es voraus: «Wenn es heute eine Diktatur gibt, dann ist es eine mediale und keine politische... Das Problem ist die Kontrolle über das Fernsehen; die Zeitungen können sagen, was sie wollen.»

Silvio Berlusconi führt ein öffentliches Privatleben wie eine Reality-Show, Politik betreibt er als eine Art Alleinunterhalter. Er ist beinahe 73 Jahre alt, kommt, wie Napoleon, mit drei bis vier Stunden Schlaf aus, worauf er «wieder fit ist für drei Stunden Liebesmachen» (Selbstbekenntnis). Sein Leibarzt Umberto Scapagnini, den er zum Bürgermeister Catanias machte, hält ihn für «genetisch unsterblich». Vor einer Schulklasse gestand Berlusconi, er habe nach einer Prostata-Operation «den Krebs besiegt».

Was bedeutet es, wenn der Satyr, der Italien regiert, sich mit blutjungen Mädchen vergnügt, die auf seinen Knien sitzen und ihn «Papi» nennen und mit ihm bis zum Morgen grauen Videos schauen dürfen, die ihn bei be-

deutenden Staatsakten und Umarmungen mit bedeutenden Staatsmännern zeigen? (Vielleicht auch, wie Frau Merkel minutenlang warten musste auf die Gnade seiner Begrüssung, weil er gerade sehr dringend mit Gaddafi zu telefonieren hatte, war es Gaddafi?) Zum Abschied schenkt der Cavaliere seinen Besucherinnen goldene Schmetterlinge und Schildkrötchen, die er selber entworfen hat, und bevor sie gehen, müssen sie sich den Schmuck anheften. Alle tragen schwarze Minijupes und nur leichtes Make-up.

Macht ist das wirksamste Aphrodisiakum. John F. Kennedy nahm sich Hollywood-Bräute mit einem Fingerschnipsen, Willy Brandt empfing besonders neugierige Journalistinnen im Schlafabteil seines Wahlsonderzuges, der grosse Frauenverehrer Mitterrand hatte eine heimliche Zweitfamilie, der masslose Erotomane Mussolini wurde neben seiner Geliebten an den Füssen aufgehängt. Sollte man noch Kleopatra erwähnen, die Julius Cäsar eroberte, die mörderische Lucrezia Borgia, die blutige Zarin Katharina, genannt die Grosse? Berlusconi ist der Showregisseur, der bewundert werden will wie in den Anfängen seiner Fernsehzeit, als er noch selber im Studio die Befehle gab.

Wiedergänger des Sonnenkönigs

Welche Sorgen macht sich Italien mit Veronica um die Verfassung dieses Narziss, der wahrscheinlich nicht zu Unrecht behauptet: «Ich habe die höchste Popularitätsrate aller westlichen Staatschefs?» Vielleicht hat sich Berlusconi tatsächlich in den postrepublikanischen Wiedergänger des Sonnenkönigs Ludwig XIV. verwandelt, wie ein ironischer Essay von Stefano Di Michele in der Zeitung *Il Foglio* vermutet. Berlusconi hat sich selber als «den Gesalbten» bezeichnet; Ludwig XIV. war «Dieudonné», der von Gott Geschenkte. Der Franzosenkönig wurde von frühem Haarausfall heimgesucht und führte am Hofe die Mode des Perücken-tragens ein; der Cavaliere konserviert mit Haartransplantationen, Schlankheitsoperationen und dem Griff in den Schminkkasten die Illusion der Jugendlichkeit. Was dem kunstbeflissenen Herrscher in den Prunksälen von Versailles die Balletteusen waren, sind dem Medientycoon seine *veline*.

Schon vor gut 200 Jahren analysierte ein klarsichtiger Hofkritiker wie Saint-Just: «Es dreht sich um die Liebschaften des Königs. Ihr Skandal füllt ganz Europa aus, erschüttert den Staat und hat zweifellos das Unglück angezogen, unter dessen Gewicht der König an den Rand des Abgrundes gerissen wird...» Klingt ganz frisch. Der Chefredaktor des *Foglio*, des kleinsten und feinsten – und auch nicht ganz unabhängigen – Blattes Italiens, ist Giuliano Ferrara, Berlusconi erster Regierungssprecher. Und die Mehrheitsaktionärin, auf die er hört: Veronica Berlusconi. Waffenlos zieht sie nicht in den Scheidungskampf. ○

«Tot ginge es mir besser»

Michael Jackson war lungenkrank, medikamentenabhängig und hatte Panik, an der neuen Konzerttour in London zu scheitern. Ob Selbstmord oder Herzstillstand: Dass seine Pillensucht ihn umzubringen drohte, war ein offenes Geheimnis. *Von Beatrice Schlag*

Als der Journalist und Filmemacher Ian Halperin im vergangenen Dezember schrieb, Michael Jackson habe noch sechs Monate zu leben, bezeichnete der damalige Sprecher des Stars, ein umstrittener Libanese namens Dr. Thome Thome, die Äusserung als «komplette Erfindung». Der Sänger, sagte sein Sprecher, sei bei guter Gesundheit. Sechs Monate und einen Tag später starb der «King of Pop».

«Wäre er nicht von einer Clique von Bankern, Agenten, Ärzten und Ratgebern getrieben worden, sich für fünfzig Konzerte in London zu verpflichten», schrieb Halperin in der britischen *Daily Mail*, «wäre er vermutlich noch am Leben. Aber er hätte die Konzerte physisch und mental niemals durchgehalten. Er wusste es, und seine Ratgeber wussten es auch. Jeder, der auch nur einen flüchtigen Blick auf den gebrechlichen alten Mann unter den Kostümierungen, den Perücken und der Schminke warf, verstand, dass die London-Tour ein Wahnsinn war.»

Nach fünf Jahren engem Kontakt mit Jacksons Entourage will Halperin, Verfasser zahlreicher unautorisierter Star-Biografien, sein Buch über den King of Pop in den nächsten Wochen auf den Markt bringen. «Ich habe das zeitlich so gelegt, weil ich wusste, dass er dann ein Todeskandidat sein würde», sagt der Autor, der seitenweise über die gewissenlose, von Geldgier getriebene Umgebung des Sängers herzieht. Willkommen in der Welt, die Michael Jackson umgab.

Wem gehören die Kinder?

«Wir haben gerade eine Familienbesprechung», sagte Joe Jackson am Tag nach dem Tod seines Sohnes den Reportern, die mit einer Menge trauernder Fans vor der Villa der Jackson-Eltern in Encino bei Los Angeles auf Neuigkeiten warteten. «Was gerade abläuft», sagte der Vater mit grimmigem Gesicht, «gefällt uns gar nicht.» Was ablief, erzählte den Journalisten ein Insider, der wie üblich nicht genannt sein will: «Die Familie darf das Testament nicht sehen, Michaels Anwälte geben es nicht heraus. Die Familie weiss nicht, was tun, nicht einmal, wann und wie Michael begraben werden soll. Sie wissen nicht, wem Michaels Kinder zugesprochen werden. Die Anwälte antworten einfach nicht.»

Am letzten Montag sprach das Gericht Michaels Mutter Katherine das vorläufige Sorgerecht für die drei Enkel zu. Ob Debbie Rowe, nach Lisa Marie Presley die zweite Ehefrau von Michael Jackson und leibliche Mutter von zwei seiner drei Kinder, das Sorgerecht ebenfalls be-



«Mangel an erwachsener Sexualität»: Michael Jackson Anfang der 1990er Jahre.



Kind ohne Kindheit: Michael (2. v. l.) und Brüder.

antragen wird, ist ungewiss. Ebenso unbekannt ist die Vaterschaft der drei hellhäutigen Kinder, die von Michael Jackson adoptiert wurden, dessen Haut erst im Erwachsenenalter hell wurde, was viele seiner schwarzen Fans rätseln liess, ob er seine Rasse verleugnen wolle.

Sein Tod wischt alle Irritationen weg. «Wir wollen diesen schwarzen Mann feiern», sagte Moderator Jamie Foxx am vergangenen Sonntag bei der Gala zur Verleihung der Black Entertainment Television Awards in Los Angeles, die nach Jacksons Tod hastig in eine musikalische Würdigung des King of Pop uminszeniert wurde. «Er gehört uns, und wir teilen ihn mit allen.»

«Wie ein fucking Albino»

So freundlich hatte es zu Jacksons Lebzeiten seit langem nicht geklungen. «Schauen Sie sich den Mann heute an. Er sieht aus wie ein *fucking Albino*», schimpfte Nelson George, einer der berühmtesten Musikkritiker der USA, noch vor wenigen Jahren im Interview. «Er ist unglaublich talentiert. Aber für einen Star ist absolut entscheidend, dass sich die Leute mit ihm identifizieren können, dass ihnen wohl ist mit ihm. Wir Schwarzen haben ihn heranwachsen sehen und waren stolz auf ihn. Jetzt wissen wir nicht mehr, was anfangen mit ihm. Er sieht aus wie ein Ausserirdischer. Wir haben höchstens noch Mitleid.»

Darüber, wieso Michael Jackson sich unzähligen Schönheitsoperationen unterwarf, gibt es Dutzende von Interpretationen – vom ewigen Kind ohne Kindheit bis zur Revolte gegen den angeblich gewalttätigen Vater. Das Anrührendste erzählt Robert Hilburn, langjähriger Musikkritiker der *Los Angeles Times*, der Jackson als elfjährigen Star der Jackson 5 erstmals traf.



«Wir Schwarzen waren stolz auf ihn»: um 1980.

Er lernte einen entzückenden, scheinbar sorglosen Jungen kennen, der hastig die Interviewfragen beantwortete, um den TV-Trickfilm vor dem Schlafengehen nicht zu verpassen.

Dass sich die Alben der Jackson 5 und später von The Jacksons nur noch spärlich verkauften, als das sonnige Goldkehlchen der Gruppe ein pickliger Teenager wurde, hat Jackson nach Hilburns Einschätzung nie verkraftet. Auch nicht, als «Off the Wall» und «Thriller» Erfolge wurden, wie sie die Musikindustrie noch nicht erlebt hatte. Als Michael Jackson sich 1985 von Ex-First-Lady Jacqueline Kennedy Onassis, damals Lektorin beim New Yorker Doubleday-Verlag, zu einer Biografie überreden liess, die nie erscheinen sollte, weil Jackson zu wenig Privates preisgab, heuerte er Hilburn als Co-Autor an.

Sie sahen sich gemeinsam ein Foto an, das Michael als 17-Jährigen zeigte. Jackson zuckte angeekelt zurück. Dann erzählte er, sein Gesicht sei damals so von Akne entstellt und seine Nase so breit gewesen, dass ihn die Leute kaum mehr wiedererkannten: «Sie kamen auf mich zu, sahen mich scharf an und fragten, ob ich wisse, wo der hübsche kleine Michael geblieben sei. Es war, als sage die ganze Welt: <Wie kannst du es wagen, erwachsen zu werden?>» Danach habe er beim Reden nur noch zu Boden geschaut oder sei in seinem Zimmer verschwunden, wenn Gäste kamen. Er habe sich geschworen, alles zu tun, «damit die Leute mich wieder lieben». Liebe war gleichbedeutend mit Konzertapplaus. Erstaunlicherweise konnte Jackson selbst auf der Bühne nur über Musik und Tanz kommunizieren. Die üblichen Konzertsfloskeln – «Are you having fun?», «I can't hear you!» – fehlten. Es gab bei Michael Jackson keinen Austausch zwischen Bühne und Zuschauerraum.



«Wacko Jacko»: mit Debbie Rowe 1996.

Er war unantastbar oben. Die Vorstellung von Geliebtwerden hatte enge Grenzen.

Skeptischere Beobachter sahen die Gründe für die Verwandlung vom Jungen mit dem Afro-Look, der breiten Nase und dem vollen Mund zum stupsnasigen, schmallippigen Glanzhaarträger weniger in Kinder- oder Jugendtraumata als in harten Geschäftsüberlegungen. «Jackson wusste, dass ein Teil seines Erfolgs bei Weissen anfänglich in seiner frühreifen Hübschheit und später in seinem scheinbaren Mangel an erwachsener Sexualität lag», schrieb *Newsweek*. «Er war voller Energie, Charisma und Talent, aber sexuell total bedeckt und zurückhaltend. Er kastrierte sich auch rassenmässig. Man kann den Zusammenhang zwischen diesen Kastrierungen nur schwer übersehen, wenn man die Ur-Angst des weissen Amerika vor schwarzer männlicher Sexualität kennt.»

Als die Haare Feuer fingen

Tatsächlich schien an seinem Äusseren in seinen besten Erwachsenenzeiten nie etwas improvisiert. Der schwarze Filzhut, die kurzen schwarzen Hosen und die weissen Socken – ein Trick zum Herausstreichen der brillanten Tanztechnik, vorgemacht von Fred Astaire –, das rote Lederjäckchen, die Fantasieuniformen, die zunehmend offener getragene Schminke und der glitzernde Handschuh wurden Insignien einer Persönlichkeit, die ebenso wenig einzuordnen war wie Jacksons Musik. Kein Mensch ähnelte diesem undefinierbar-erotischen Zwitter zwischen Mann und Frau, Weiss und Schwarz, mit Ausnahme vielleicht seiner Schwester Janet, die denselben Schönheitschirurgen frequentierte.

1984 fingen Jacksons Haare bei den Aufnahmen für einen Pepsi-Werbespot Feuer. Was damals und später aus ästhetischen und was aus

chirurgischen Gründen an ihm operiert wurde und ob er danach Schmerztabletten wie Oxy-Contin, sogenannte Opioide, gegen Schmerzen oder für den Kick nahm, den sie auslösten, wurde nie bekannt. Aber statt faszinierend wurde nun immer häufiger das Wort *bizar* für den King of Pop verwendet, der zunehmend wie eine schlecht alternde weisse Puppe aussah, immer häufiger Mundschutz trug und sich auf seiner Ranch Neverland mit Schimpansen, Karussells und Kindern amüsierte, statt die sehnlich erwartete neue Musik zu produzieren.

35 Millionen Dollar Schweigegeld

Ob er Kinder belästigte, ist bis heute unklar. Ian Halperin sagt, er habe in fünf Jahren Recherche mehrere Beweise dafür gefunden, dass Jackson Sex mit jungen erwachsenen Männern hatte, aber keinen einzigen für sexuellen Umgang mit Minderjährigen. Sicher ist, dass der Mann, der nun «Wacko Jacko» hiess, der durchgeknallte Jacko, kein Gespür dafür hatte, wie er inzwischen wahrgenommen wurde. Und dass er für Ratschläge seiner vielköpfigen Familie, die schwierig, aber nicht lieblos ist, nicht mehr erreichbar war. Als der 13-jährige Jordan Chandler 1993 behauptete, Jackson habe ihn geschlagen und mit ihm oral verkehrt, geriet der Pillenkonsum des inzwischen immer noch immens reichen, aber nicht mehr produktiven Stars ausser Kontrolle. Für angebliche 35 Millionen Dollar erkaufte er aussergerichtlich Chandlers Schweigen. Er heiratete Lisa Marie Presley, die Tochter von Elvis, die nach seinem Tod in einem berührenden Blog sagte, die Ehe sei nie eine Farce gewesen, nur vielleicht mit etwas verdächtigem Timing seinerseits, sie habe ihn sehr geliebt. Aber sie habe nie eine Chance gegen seine Entourage gehabt. Als er 2005 erneut wegen Kinderbelästigung vor Gericht stand und freigesprochen wurde, war das Wort *Freak* die geläufige Bezeichnung für ihn geworden. Als Sänger und Tänzer war er Vergangenheit.

«Ich weiss nicht, wie ich fünfzig Shows durchstehen soll», sagte Michael Jackson im letzten Mai zu Fans, die ihn vor dem Studio in Burbank im Hinterland von Los Angeles erwarteten, wo er sich auf die Konzerte in London vorbereitete. «Ich esse nicht viel. Ich müsste an Gewicht zulegen. Ich bin wirklich sauer, dass sie mich für fünfzig Konzerte buchten. Ich wollte nur zehn.» Inzwischen war bekanntgeworden, dass Michael Jackson an einer Lungenerkrankung infolge der Autoimmunkrankheit Lupus litt, die längere Tanzauftritte schwer vorstellbar machte. Am 21. Juni sagte er einem seiner Insider, die ihren Namen nicht nennen wollen, die Proben liefen nicht gut, er könne weder gut genug singen noch tanzen. «Tot ginge es mir besser. Ich weiss nicht mehr wohin.» Ob als Zitat erfunden oder nicht: Es war sofort einleuchtend.

Arthur Cohn über Michael Jackson Seite 54

Pop

Peitsche im Nacken

Eine Ära ist zu Ende. Es wird nie mehr so etwas geben wie Michael Jackson. Zum Glück. *Von Albert Kuhn*

Seit etwa Mitte der achtziger Jahre sind es die ersten fremdsprachigen Worte, die Kinder in Afrika, Asien und Südamerika lernen: Michael Jackson. Er war der globalste Popstar der Welt, eine Strahlefigur, ein Übermensch, ein E.T. Geboren am 29. August 1958 in Gary, Indiana, als achttes von zehn Kindern des Kranführers Joseph Jackson und der Verkäuferin Katherine Jackson, gestorben am 25. Juni 2009 aus Gründen, die wir hier aufzureihen versuchen.

Als Michael Jackson von April bis November 1982 sein Erfolgsalbum «Thriller» aufnahm, hatte er schon vieles hinter sich – ausser einer Kindheit. Sein Vater förderte die musikalische Erziehung der Kinder hart und handgreiflich, vor allem bei den Jungs, dem Vokalquintett Jackson 5. Als Vierjähriger stieg Michael ein und kriegte fünfzehn Jahre lang am meisten ab, physisch und mental. Die Jungs waren Zirkuspferdchen, Produkte eines erbarmungslosen Drills. Einzig Michael überlebte künstlerisch. Er hatte das Hochgezüchtete in Fleisch und Blut.

Mit einundzwanzig nahm Michael «Off the Wall» auf, sein bestes schwarzamerikanisches Album, erhielt den Grammy für die beste R²n²B-Performance, wohnte aber immer noch zu Hause. Was bei anderen Künstlern der Höhepunkt gewesen wäre, war bei Michael Jackson erst der Start-

schuss. Er hatte – ein für alle Mal – die Peitsche seines Vaters im Nacken. Ein Mehr, Mehr, Mehr!

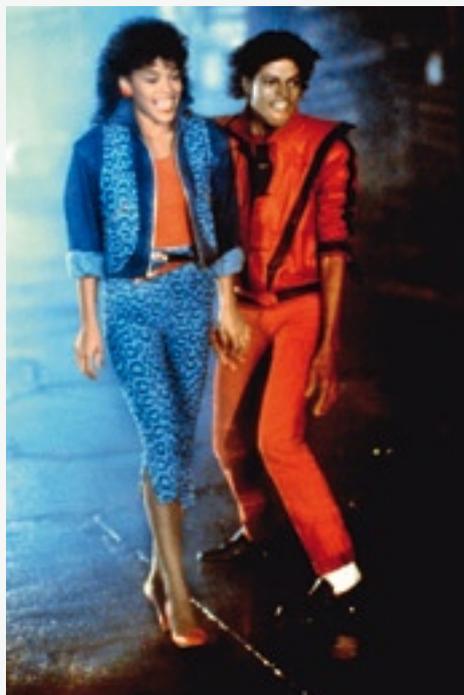
Das Erfolgsalbum «Thriller» markiert einen fast unrealen Beschleunigungsmoment der Musikgeschichte. Michael Jackson erschien auf die Minute pünktlich. Der Junge war nicht nur hochtalentiert und hypergelegen, er hatte Roboterqualitäten. Menschlichen Dimensionen und Beschränkungen wie Alter, Rasse, Schwerkraft und Sexualität entzog er sich in seltsamster Weise. Ihm konnte alles und mehr als alles zugetraut werden. In ihn konnte verlässlich investiert werden. Schlüsselinvestition: die Videos zu «Thriller», «Beat It» und «Billie Jean».

Das Kommando «schneller, weiter, höher» ist der allgemeine wie individuelle Tagesbefehl der westlichen Gesellschaften. Dieses Generalkommando hat um 1980 seine heisse Phase betreten. Gelddruck, Zeitdruck und Arbeitsdruck nahmen spürbar zu, alle möglichen Scheren gingen auf. «Wir gehen davon aus», erklären die Autoren Ralph und Stefan Heidenreich, «dass Geld eine Struktur in die Welt setzt, die das einfache Kommando «Mehr!» absondert. Indem es alle Dinge dieser Welt in dieses einfache Schema presst.»

Tanz der Paranoia

«Billie Jean», Jacksons selbstgeschriebenes Meisterwerk, ist eine kritische Masse hochmutiger Angst, in die Form eines Disco-Hits gegossen. Der Song beschreibt eine einzige Szene: Michael tanzt auf dem Dancefloor, aber statt fröhlich abzuhaken, quält er sich mit der manischen Vermutung, ein Mädchen könnte ihm eine Vaterschaft anhängen. Die reine Paranoia. Der Moonwalk, fürs Video von «Billie Jean» erfunden und niedlich anzusehen, ist ein quälendes Treten an Ort. Sein sexy Keuchen ein Ringen um Luft.

In einem Hohlraum des Übermenschen überlebte der kleine Michael. 1995 zeichnete er ein akkurates Selbstporträt mit Kohlestift: einen kleinen Knaben mit negroidem Haar, am Boden in eine Ecke geschmiegt, Knie angezogen, Arme ängstlich verschränkt, die eine Wange hinter der Schulter versteckt, das Mikrophon unter dem Arm. Ein Bild des Jammers. Eine Ära ist zu Ende. Es wird hoffentlich niemand mehr Michael Jackson sein müssen. R. I. P.



Sexy Keuchen: «Thriller»-Video 1983.

«Die Atombombe führt zum Frieden»

Martin van Creveld, einer der weltweit führenden Militärgeschichtswissenschaftler, über die weibliche Lust am Krieg, effiziente Strategien gegen den Terror und die unnötige Angst vor der islamischen Bombe.

Von Pierre Heumann

Herr van Creveld, als Militärgeschichtswissenschaftler können Sie uns bestimmt sagen, weshalb Kriege die Menschheit seit je faszinieren.

Die Männer lieben den Krieg, und die Frauen lieben Krieger. Deshalb erfindet die Menschheit immer wieder Gründe, um Krieg zu führen.

Sie meinen doch nicht im Ernst, dass auch Frauen ein Flair für den Krieg haben?

Die Rolle der Frauen im Krieg kann nicht überschätzt werden. Ohne Frauen gäbe es keinen Krieg. Vor dem Ersten Weltkrieg meldeten sich zum Beispiel viele Männer nur deshalb freiwillig, weil sie vor den Frauen nicht als Feiglinge dastehen wollten. Vielen Frauen gefiel es, einen Mann zu heiraten, der in der Armee als Soldat oder gar als Offizier gedient hatte.

Doch als Mütter müssten sie sich eigentlich anders verhalten.

«Kommt mit dem Schild oder auf dem Schild zurück», sangen früher die Mütter und führten ihre Söhne zum Bahnhof. Vielleicht sollten sie sich ihnen in den Weg stellen. Aber sie tun es nicht.

Weshalb?

Krieger schützen vor anderen Kriegern – deshalb wollen die Frauen eigene Krieger. Sie haben, als das schwächere Geschlecht, Probleme, sich zu verteidigen. Vor allem wenn sie schwanger sind und Kinder zu betreuen haben, brauchen sie jemanden, der sie vor dem Feind schützt. Das war schon immer so. Deshalb hatten Gladiatoren im alten Rom stets eine Gruppe von Frauen um sich, die bereit waren, alles für die Gladiatoren zu tun, mit oder ohne Trauschein. Mythen, Sagen, selbst das Alte Testament enthält unzählige Beispiele dafür, dass Menschen am Krieg Spass haben.

Ihre Sicht ist einseitig. In der Literatur wimmelt es von Anti-Kriegs-Darstellungen.

Selbst der grosse Anti-Kriegs-Poet Siegfried Sassoon, der während des Ersten Weltkriegs Satiren gegen den Krieg schrieb, erlag der Faszination des Krieges. «Nie hätte ich gedacht», schrieb er während einer Schlacht sinngemäss, «dass ich im Kampf Frieden mit mir selbst finden würde.» So etwas hätte man doch von einem Pazifisten wie Sassoon nicht erwartet! Aber man muss nur an der Oberfläche kratzen, und man findet überraschende Dinge. Dasselbe gilt für Wilfred Owen und sogar für Grimmelshausen.

Sie wählen diese Beispiele bloss, um Ihre These zu belegen.

Nein, es geht tiefer. Das Wesen des Krieges wird falsch verstanden. Und kein Geringerer als der preussische General Carl von Clausewitz ist dafür verantwortlich. Er verstand Krieg als rationales Instrument zur Erreichung rationaler Ziele. Aber die Geschichte und die Linguistik zeigen, dass Krieg immer auch als etwas empfunden wird, das Spass macht und Freude bereitet.

Spass?

Ja. Sehen Sie sich doch den Stellenwert des Militärs in der Gesellschaft an. Die Pfadfinderbewegung zum Beispiel, die vor rund hundert Jahren von General Baden-Powell gegründet wurde, damit sich die Jugend so richtig auf den Krieg vorbereiten könne. Oder sehen Sie sich den Stellenwert der Schiessvereine in der Schweiz an. Das alles zeigt doch, dass kriegerische Handlungen einen Lustgewinn darstellen.

Einen Lustgewinn, an dessen Ende freilich der Tod stehen kann.

Ja. Eben deshalb. Weil Risiken auf sich nehmen und sich auf die Probe stellen Freude macht. Aber das Ausmass der Kriege hat sich im 20. Jahrhundert massiv verändert.

Wie denn?

Da muss ich etwas ausholen. Im Laufe der

«Ich bin mir zu 99,9 Prozent sicher, dass die Welt mit einem nuklearen Iran leben kann.»

Geschichte wurden die Armeen immer grösser und grösser, ebenso die politischen Einheiten, welche die Welt kontrollierten. Zwischen 1914 und 1945 wurde der Globus von insgesamt sieben Imperien beherrscht. Und dann kam die Atombombe. Sie veränderte alles...

...und hat Kriege blutrünstiger gemacht.

Das ist ein weitverbreiteter Irrglaube. Im Zweiten Weltkrieg starben rund drei Prozent der Menschheit, vor allem in China und Russland. Seither hat sich die Zahl der Weltbevölkerung verdreifacht – aber die Zahl der Kriegstoten ist stark zurückgegangen. Selbst wenn wir die Tragödien im Kongo und in Ruanda hinzurechnen: Kriege sind viel kleiner geworden. Im Zweiten Weltkrieg haben die Luftwaffen manchmal an einem einzigen Tag mehr Flugzeuge verloren, als die Luftwaffen

heute im Einsatz haben. Ein anderes Beispiel: Im Jahre 1944 trugen 40 Millionen Menschen die Uniform. Seither hat sich die Zahl der Bewohner auf der Erde, wie gesagt, verdreifacht. Und trotzdem sind lediglich 20 Millionen Menschen uniformiert. Im Vergleich zur Weltbevölkerung ist die Grösse der Armeen um 85 Prozent zurückgegangen. Und keine Militäroperation seit dem Zweiten Weltkrieg hat auch nur annähernd die Dimensionen von damals erreicht. Beim Angriff der Deutschen auf Russland fielen 3,5 Millionen Soldaten in Russland ein, und sie kämpften fast 2000 Kilometer von zu Hause entfernt.

Wenn die Kriege in Richtung *miniature* tendieren – weshalb steigen denn die Rüstungsausgaben weltweit kometenhaft an?

Der Zweite Weltkrieg war noch billig. Seither aber haben die meisten Länder Berufsarmeen eingeführt. Israel und die Schweiz sind da Ausnahmen. Aber sogar Frankreich, das 1793 *la levée en masse*, also die allgemeine Wehrpflicht, erfunden hat, hat jetzt eine Profi-Armee. Diese ist naturgemäss teuer. Die Ausrüstung hat seit 1945 eine massive Kostensteigerung erlebt. Damals konnte man für 50 000 Dollar noch einen Mustang-Kampfflugzeug kaufen. Heute müssen Sie ein Vielfaches für einen Kampfflugzeug zahlen – rund 200 Millionen Dollar. Wenn man die Teuerung berücksichtigt, also auf reale Preise abstellt, sind Waffen heute fünfzehnmal teurer sind als vor sechzig Jahren. Es ist also kein Wunder, dass sie schwinden wie Schnee an der Sonne.

Wollen Sie uns mit Ihren Statistiken beweisen, dass die Welt sicherer geworden ist?

Ja.

Wenn Sie recht haben: Woran liegt das?

Viele behaupten, dass dies mit Demokratie oder einer neuen Einstellung zum Krieg zu tun habe. Ich halte diese Begründungen für falsch.

Was ist denn Ihrer Meinung nach der wahre Grund?

Die Angst vor der Atombombe. Die Nuklearwaffe macht die Welt sicherer. Sie führt zum Frieden.

Diese Behauptung klingt reichlich verwegen.

Aber sie lässt sich belegen. Wo immer die Nuklearwaffe verfügbar war, sind grössere Kriege zwischen grösseren Staaten verschwunden. So zum Beispiel zwischen den USA und der UdSSR, zwischen der UdSSR und China, zwischen China und Indien, zwischen Indien und Pakistan. Auf dem in-



«Das Wesen des Krieges wird falsch verstanden»: Armee-Experte van Creveld.

dischen Subkontinent gab es zwischen 1947 und 1971 drei sehr zerstörerische Kriege. Seit dort die Bombe verfügbar ist, sind sie verschwunden.

US-Präsident Barack Obama sieht das anders. Er will auf eine Welt ohne Atombombe hinarbeiten.

Das soll er nur versuchen – aber es wird ihm nicht gelingen.

Was macht Sie so sicher?

Kurz nach dem Ende der Apartheid in Südafrika hatte ich die Chance, die Elite des Landes zu treffen, auch Frederik Willem de Klerk, der bis 1994 Präsident Südafrikas war. Er prahlte, dass er der einzige Staatsmann sei, der die Atomwaffe abgeschafft habe. Ich fragte ihn: «Können Sie uns verraten, was mit den Teilen passiert ist?» Da schaute er mich an und lachte. Es sei unmöglich, die A-Waffen abzuschaffen. Die Teile werden immer dableiben.

Da bin ich anderer Meinung. Die iranische Führung ist rationaler, als viele im Westen annehmen. Als 1988 die irakische Luftwaffe Teheran angriff, verhielten sich die Ajatollahs vernünftig. Damals gab es rund hundert Raketenangriffe auf Teheran, und die irakische Luftwaffe warf fünfzig Tonnen TNT über der iranischen Hauptstadt ab – was im Vergleich zur Menge, die deutsche Städte während des Zweiten Weltkrieges erhielten, sehr bescheiden ist. Und doch: Nach sechs Wochen gaben die Iraner auf. Dieser grosse, angeblich irrationale Staat streckte die Waffen, um grösseres Unheil zu vermeiden. Ich bin mir deshalb zu 99,9 Prozent sicher, dass die Welt mit einem nuklearen Iran leben kann.

Wie würde sich der Besitz der Atomwaffe auf die iranische Aussenpolitik auswirken?

Dies könnte das Selbstvertrauen der Mullahs erhöhen und zu einem aggressiven Verhalten führen. Für wahrscheinlicher halte ich aber,

Martin van Creveld

Als er Rekrut bei der israelischen Armee werden wollte, erlebte er eine böse Überraschung. Weil sein Jahrgang 1946 geburtenstark war, waren die Aushebungsoffiziere wählerisch – und nahmen Anstoss an seiner Hasenscharte. Diese Beleidigung veranlasste ihn, die Vergangenheit der Kriege zu seinem Metier zu machen. Heute gilt van Creveld als einer der weltweit führenden Militärgeschichtler und ist bekannt für seine unkonventionellen Ansichten. Er lehrt an der Hebrew University in Jerusalem und hat an die zwanzig Bücher verfasst. Von ihm erschien kürzlich auf Deutsch «Gesichter des Krieges. Der Wandel bewaffneter Konflikte von 1900 bis heute» im Siedler-Verlag, Fr. 39.90. (hm)

Unbeschwert telefonieren und im Internet surfen?

Einstecken und lossurfen.

Sunrise click&call 15000+: Das einfache und preiswerte Kombiabo für Festnetz und Internet. Nur bei Sunrise, kein umständliches Installieren mehr – einfach Modem einstecken, lossurfen und **gratis ins Schweizer Festnetz telefonieren**. Infos und Anmeldung auf sunrise.ch

Weitere günstige Angebote finden Sie im Sunrise center oder unter sunrise.ch/shop



Top-Angebot

Compaq mini 700

12
Monate

1.^{CHF}

Sunrise click&call 15000+

ohne Abo CHF 498.-

– 10,1"-TFT SD-Display, 1024x 576
– 1 GB RAM/533 MHz
– 80 GB HD (4200 rpm)



Die Abogebühr mit Handyangebot beträgt bei Sunrise flat classic CHF 50.-/Mt., bei Sunrise flat max CHF 60.-/Mt.

Zyniker werden sagen: Dann sollen doch alle Staaten eine Nuklearwaffe besitzen!

In der Tat lebt die Welt seit Jahrzehnten mit der A-Bombe. Nur ein Land ist damit verantwortungslos umgegangen: die USA. Sie haben im Zweiten Weltkrieg Hiroshima und Nagasaki zerstört. Natürlich kann man zur Verteidigung der USA einwenden, sie hätten damals nicht gewusst, was sie taten, oder dass sie die Tragweite des Bombenabwurfs nicht richtig eingeschätzt hätten. Aber seither hat die Welt unbeschadet überlebt, dass Stalin die A-Bombe besass, dass Mao Zedong die A-Bombe besass.

Israel meint aber, die nukleare Aufrüstung des Iran gefährde nicht nur seine Existenz, sondern auch diejenige Europas.

dass das gesteigerte Selbstvertrauen zu einer Mässigung der Ajatollahs führen würde.

In Israel vergeht kaum ein Tag ohne Drohung an die Adresse von Teheran, das nukleare Projekt mit Gewalt zu unterbrechen oder zumindest zu verzögern.

Es ist doch sonderbar, dass Israel seit mehreren Jahren davon spricht, die iranische Bombe nicht zulassen zu wollen.

Was ist daran «sonderbar»?

Als die israelische Luftwaffe im Jahre 1981 den irakischen Atomreaktor ausradierte, geschah das ohne Vorwarnung. Auch vor zwei Jahren startete Israel einen Luftangriff auf einen im Bau befindlichen syrischen Reaktor, ohne dass zuvor irgendjemand auch nur ein Wort gesagt oder davon gewusst hätte.

Sie glauben israelischen Drohungen nicht, gegen die iranische Bombe vorzugehen?

Falls die Strategen in Jerusalem wirklich die Absicht hätten, den Iran respektive dessen Nuklearprojekt anzugreifen, würden sie nicht darüber sprechen. Das ist nicht die Art der Israelis. Ich könnte mir vorstellen, dass mit den ständigen Drohungen eine andere Absicht verfolgt wird.

Welche denn?

Es könnte ja auch eine Botschaft vermittelt werden: «Wir armen Juden sind schon wieder von der Auslöschung bedroht – wir brauchen Waffen und Geld.» Und es wirkt. Die Amerikaner zahlen ja kräftig, drei Milliarden Dollar im Jahr. Weshalb sollte Israel also aufhören zu klagen?

Bereits vor dem Sechstagekrieg von 1967 verfügte Israel über die A-Bombe. Ihre These, dass die Verbreitung von Nuklearwaffen zum Frieden führe, scheint hier zu versagen.

Überhaupt nicht. Seit den achtziger Jahren hat Israel keinen Krieg mit einem Nachbarstaat geführt. Die Invasion im Libanon in den achtziger Jahren war der einzige grössere bewaffnete Konflikt, an dem sich Israel seither beteiligt hat. Ohne Israels Atomwaffenprogramm hätte es in den achtziger und neunziger Jahren vermutlich noch grössere Kriege im Nahen Osten gegeben als den Jom-Kippur-Krieg von 1973.

Doch die ganze Region rüstet auf. Sehen Sie darin kein Potenzial für den nächsten Krieg – zum Beispiel mit Syrien?

Ich weiss nicht, ob ein Waffengang zwischen Israel und Syrien ansteht. Aber ich

es uns dank Computersimulationen gelungen ist, die Bombe geheim zu halten.

Aber die israelischen Dementis werden heute nicht mehr ernst genommen. Wozu also die Geheimnistuerei?

Weil diese «Bombe im Keller» ein Land fast ebenso sicher macht wie eine deklarierte Bombe. Gleichzeitig hat die Verheimlichung enorme Vorteile. Sie hat erstens die Araber nicht ermuntert, eine eigene Bombe zu bauen. Und sie hat es uns zweitens ermöglicht, die guten Beziehungen zu den USA aufrechtzuerhalten.

Die «Bombe im Keller» mache Israel sicher, sagen Sie. Doch sie bietet keinen Schutz vor dem Terror. In der asymmetrischen Kriegführung hat Israels Hightech-Armee keine Vorteile gegenüber einem Gegner, der Selbstmordattentäter einsetzt.

Das ist ein weltweites Phänomen. Seit 1945 haben moderne Armeen in sogenannten

starben insgesamt 3000 Menschen. Davon waren 1700 Zivilisten. Unter den verbleibenden 1300 Opfern waren 1000 britische Soldaten, aber lediglich 300 Terroristen. Eine Einigung wurde möglich, als die alten Kämpfer ausstarben und eine neue Generation das Kommando übernahm, die auf Gewalt verzichtete. Diese Strategie erfordert aber viel Nerven, Disziplin und enormen Durchhaltewillen.

Haben Sie ein anderes Beispiel analysiert?

Syrien hat in den frühen achtziger Jahren eine brutale Strategie gegen Terroristen verfolgt. Als sich Sunniten gegen das Aleviten-Regime des damaligen Präsidenten Hafis al-Assad erhoben, ging dieser gegen das Zentrum der Rebellion vor und liess die Stadt Hama von Truppen in Divisionsstärke während einer Woche belagern. Dann liess er den Kommandanten vor die Kameras treten. Als er gefragt wurde: «Ist es wahr, dass 30 000

Ganz einfach.



Nokia N97

24 Monate

1.- CHF

Sunrise flat max

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 998.-

- 5,0-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen und QWERTZ-Tastatur,
- 32 GB interner Speicher
- Quadband, HSPDA, A-GPS, WLAN



Sony Ericsson W995

24 Monate

1.- CHF

Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 648.-

- 8,0-Megapixel-Kamera inkl. Autofokus
- Cyber-shot™-Technologie, FM-Radio
- Quadband, A-GPS, HSDPA, WLAN



HTC Magic

24 Monate

1.- CHF

Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 748.-

- Direkter Zugriff auf Google™-Dienste
- Microsoft Exchange-Unterstützung
- Download von Applikationen aus dem Android Market™
- Touchscreen mit Vibra Feedback

Google, Google-Suche, Google Mail und Android Market sind Marken von Google Inc.

t max CHF 75.-/Mt. Für das Kombi-Angebot (Festnetz/Internet) Sunrise click&call 15000+ betragen die monatlichen Kosten CHF 79.-, maximale Geschwindigkeit 5000 Kbps Download/1000 Kbps Upload. Solange Vorrat. Weitere Infos/Tarife unter sunrise.ch

Sunrise

weiss, wie man ihn verhindern könnte.

Wie denn?

Indem man dem syrischen Präsidenten Baschar al-Assad zehn Nuklearbomben zukommen lässt. Gleichzeitig sollte man sicherstellen, dass es alte Bomben sind, damit er nicht wissen kann, ob sie funktionieren oder nicht. Dann wird er nicht mehr in der Lage sein, auch nur eine einzige Rakete auf Israel abzufeuern – aus Angst vor den möglichen Konsequenzen.

Wobei heute jeder davon ausgeht, dass Israel eine Atommacht ist.

Bereits in den sechziger Jahren hat Israel seine Bombe entwickelt, ohne allerdings einen Atomwaffentest durchzuführen. Wir Israelis können stolz darauf sein, dass

low intensity conflicts so schlecht abgeschnitten, dass es sich lohnt, der Sache auf den Grund zu gehen. Als ich das Vorgehen der Briten in Nordirland analysierte, lernte ich etwas, das mir merkwürdig vorkam. Es sei wichtig, sagte mir ein britischer Offizier in Nordirland, dass auf beiden Seiten so wenig Menschen wie möglich sterben. Die Briten liessen sich deshalb nicht provozieren. Als nordirische Terroristen ein Hotel, in dem Premierministerin Margaret Thatcher sprechen sollte, oder als sie Downing Street 10 kurz vor einer Kabinettsitzung angriffen – die Briten schlugen nicht zurück. Die systematisch geübte Zurückhaltung lässt sich mit einer Statistik illustrieren. In den letzten dreissig Jahren des Nordirlandkriegs

Menschen starben?», sagte dieser, ohne mit der Wimper zu zucken: «Nein, wahrscheinlich waren es mehr.» Denn neunzig Prozent der Auswirkungen im Kampf gegen Terroristen sind psychologischer Natur. Deshalb darf man sich nie entschuldigen für das Blutbad, das man angerichtet hat.

Wenn Sie sich zwischen der in Nordirland oder der in Syrien angewandten Strategie entscheiden müssten – welche würden Sie wählen?

Beide sind letztlich unmenschlich. Im einen Fall zwingt man Soldaten und Zivilisten, Schläge einzustecken, ohne zurückzuschlagen. Im anderen Fall lässt man wahllos Menschen umbringen, um ein Exempel zu statuieren und um einzuschüchtern. In beiden Fällen muss man sich überwinden. ○



Sechs unmögliche Dinge glauben: Anne Hathaway als Weisse Königin in Tim Burtons Verfilmung «Alice im Wunderland».



Hüterin des Hohns

Von Daniele Musciconico

Sie ist Schneeweissen mit dem roten Mund. Eine blendende Erscheinung, gewirkt aus purer Güte, reiner Sanftmut und einem Geheimwissen: Die Weisse Königin aus «Alice im Wunderland» hat erkannt, dass der menschliche Geist bei jeder Schwierigkeit einen Ausweg ins Absurde finden kann. Und diesen dann im eigenen Spiegel der kritischen Vernunft ... durchaus als vernünftig taxiert.

Auf die Entgegnung von Alice: «Etwas Unmögliches kann man nicht glauben», erwidert die weise Monarchin: «Du wirst darin eben noch nicht die richtige Übung haben. In deinem Alter habe ich täglich eine Stunde darauf verwendet. Zuzeiten habe ich vor dem Frühstück bereits bis zu sechs unmögliche Dinge geglaubt.»

Kurz nach dem Aufstehen schon sechs unvernünftige Dinge als vernünftig erkennen? Ist Wahnsinn also nur das Resultat disziplinierten Trainings? Beispiele dafür gäbe es genug. Die Botschaft der Weissen Königin, scheint es, ist die Botschaft zur Zeit.

Den Film zur Zeit hat Tim Burton abgedreht, in 3-D und mit zahllosen Effekten und Computertricksereien – ein Remake von Lewis Carrolls «Alice im Wunderland», nächsten Frühling soll es die europäischen Kinos erreichen. Jonny Depp wird den verrückter Hutmacher geben, Mia Wasikowska («Defiance») Alice und Helen Bonham Carter, Burtons Ehefrau, die böse Rote Königin. Die eiförmigen Zwillinge Tweedledee und Tweedledum spielt der erschütternd komische Matt Lucas («Little Britain»). Und zwei andere britische Standbilder standen überdies auf dem Set, Stephen Fry und Christopher Lee als Jabberwock.

Tim Burtons Weisse Königin aber ist Anne Hathaway. Und das ist gut so. Das Mädchen Hathaway besitzt das Heilsversprechen einer Kernseife, die sich mit einer Schäfchenwolke paart – und das ist in dunklen Zeiten wie den herrschenden ein unschätzbare Kapital. Hathaway macht uns Dinge glauben, bei welchen man selbst in Salt Lake City die Nase rümpft.

Was Burton mit «Alice» vorhat, munkelt man, sei im Grunde Verrat. Denn Alice ist bei dem bösen Mann mit dem Hang zur morbiden Düsternis nicht süsse sieben Jahre alt, sondern schrille siebzehn. Und sie hat, welch ein Treubruch, ihren ersten Trip ins Land der Wunder auch längst aus ihrem Bewusstsein radiert. Carrolls Engels Gesicht als renitenter Teenager: der Mädchenpflücker aus Oxford muss sich im Grab umdrehen. Wunderland ist abgebrannt, Neverland erloschen.

«Stefanie Heinzmann klingt am schwärzesten»

Jubaira Bachmann, Musikchefin von MTV Networks, zum Tod von Michael Jackson, über schwarzen und weissen Hip-Hop und die peinlichsten Deutsch-Rapper.



«Ich habe keine verborgenen Talente»: Musik-Spezialistin Bachmann.

Der Tod von Michael Jackson ist schon jetzt das Pop-Ereignis des Jahres. Was bedeutet er für Sie?

Er war ein Megastar, der ein riesiges Erbe hinterlässt. Und zwar mit seiner Musik wie auch mit seinem Style, gerade was den Tanz anbelangt. Künstler wie Justin Timberlake, Prince oder Usher wurden stark von ihm beeinflusst.

Trauten Sie ihm das Comeback zu, das er angekündigt hatte?

Ich hatte mir überlegt, ob ich die Tickets kaufe. Die waren ja schweinetuer. Ich entschied mich aber, ihn so wie früher in Erinnerung zu behalten. Ich glaube, dass er die Show mit Backgroundsängern und Tänzern vollgepfropft hätte, damit er selber nicht mehr allzu viel hätte bringen müssen.

Worin besteht Ihre Funktion bei MTV Schweiz?

Ich bin Musikchefin von Viva und MTV, die zur Firma MTV Networks gehören. Auf MTV moderiere ich zudem die Sendung «Brand: neu».

Ihre Wurzeln liegen beim Hip-Hop. Dieser scheint seit Jahren zu stagnieren. Wo lohnt es sich trotzdem hinzuhören?

Das frage ich mich auch immer wieder. International ist bei Jay-Z eine Weiterentwicklung zu beobachten. Innovativ ist auch Mos Def. National stehe ich zu Stress.

Was halten Sie vom neuen Eminem-Album?

Es hat einen hohen Unterhaltungsfaktor, zeigt aber die seelischen Abgründe. Den Ursachen geht Eminem aber nicht unbedingt auf den Grund. Bei mir kommen seine Alben nicht so intensiv an.

Welches sind Ihre drei aktuellen Lieblings-Clips?

Raphael Saadiqs «100 Yard Dash» und ein Schweizer Clip, den ich sehr cool finde. Er

heisst «Larry F» und stammt von Ufojugend. Beim dritten bin ich unsch lüssig, «Skeleton Boy» von Friendly Fires oder das neue Gossip-Video «Heavy Cross».

Als Black-Music-Kennerin: Wer ist für Sie der beste Sänger, wer die beste Sängerin?

Ich bewundere Quincy Jones, vor allem aber wegen seiner Fähigkeiten als Produzent. Bei den Frauen Aretha Franklin, aber auch das stimmliche Potenzial der frühen Whitney Houston oder Mariah Carey.

Und wessen Performance ist die beste?

Für mich diejenige von George Benson in Montreux vor sechs oder sieben Jahren. Ich habe ihn ein paar Mal gesehen. Bei den Frauen vielleicht Chaka Khan.

Welcher Schweizer Interpret klingt am schwärzesten?

Eigentlich niemand. Doch, Stefanie Heinzmann. Aber für mich ist sie bereits eine internationale Künstlerin.

Und wer ist nur peinlich?

Da gäbe es einige. Aber den Gefallen tue ich Ihnen nicht, hier ihre Namen zu erwähnen. Lieber sage ich es ihnen direkt ins Gesicht.

Was halten Sie von Deutsch-Rappern wie Sido und Bushido?

Bushido ist überhaupt nicht mein Favorit. Ich habe ihn schon bei einigen Anlässen *off the record* erlebt und habe deshalb null Respekt vor ihm. Sido hingegen hat für seine beiden letzten Alben ein paar Songs geschrieben – zum Beispiel «Carmen» –, wo ich sagen muss: «doch, cool!» Er hat etwas zu sagen und macht etwas aus seinem Leben. Bushido verfügt im Gegensatz dazu über keinerlei *street smartness*. Der hat einfach Glück gehabt und kann auf eine ergebene Anhängerschaft bauen.

Welches ist der heisseste Club der Schweiz?

Den perfekten Club für mein Soullherz habe ich noch nicht entdeckt. Es gibt keine Partyveranstaltung, die ich regelmässig besuche. Deshalb habe ich angefangen, selber in kleinen Bars aufzulegen.

Was würde Ihnen niemand zutrauen?

Es mag arrogant klingen, aber ich glaube, ich habe keine verborgenen Talente. Sonst hätte ich es schon längst ausgelebt.

Jubaira Bachmann wurde auf den Philippinen geboren und kam als Fünfjährige in die Schweiz. Die 31-jährige ist Musikchefin von MTV Networks Schweiz und Viva Schweiz.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Die Schönheit des Mannes ...

Von Jürg Zbinden

... ist antastbar. Damit sich die Berührung ebenso schön anfühlt, will Männerhaut gepflegt werden. Noch ist Grooming (*to groom* = pflegen) kein Schulfach, aber schon ähnlich populär wie Wellness. Wer ist eitler, Männlein oder Weiblein? Das schwache Geschlecht gilt gemeinhin auch als das schöne, dem starken wird jedoch kaum weniger Eitelkeit nachgesagt. Schmücken gar mehr Gockel und Pfauen den urbanen Zoo als Raubkatzen? Wenn es hart auf hart kommt, müssen in der Regel die Herren Federn lassen. In den letzten zwei Jahrzehnten haben sie punkto Hautpflege jedenfalls zugelegt. Dabei geht es wohl vor allem darum, männliche Konkurrenz auszustechen.

1 — Der Dior-Dandy wehrt sich gegen unschöne Augenringe mit einem der Müdigkeit entgegenwirkenden Serum. Es soll das Hautgewebe der Augenkontur stärken, die Lider straffen und den Blick zum Strahlen bringen. Und das in Sekundenschnelle. 15 ml für Fr. 72.–.

2 — Das Ritual des Rasierens, des einen Freud, des andern Leid, ist unumgänglich, es sei denn, Mann will Vollbart. Die Emulsion von Acqua di Parma verbindet die Eigenschaften eines Aftershave mit der nährenden Wirkung einer Creme. Sie enthält Aloe vera, beruhigendes Süssholz und Rosskastanie. Der Preis für 100 ml: Fr. 105.–.

3 — La Prairie Men's Connection: Damit sind die Pflege-Basics für die Reise griffbereit. Das Set enthält ein hochkonzentriertes Fluid zur Feuchtigkeitsversorgung, einen Reinigungsschaum, den man anstelle des Rasierschaums verwenden kann, ein die natürliche Hautschutzbarriere stärkendes Serum sowie kühlendes Gel für die Augenpartie. Platz findet das Ganze in einem Necessaire beziehungsweise Kulturbeutel. Fr. 230.–.

4 — Skin Minerals for Men: Giorgio Armanis Pflegelinie ist inspiriert von vulkanischem Obsidian. Sie beruht auf drei Säulen, den *primers* zur Vorbereitung der Haut auf die Pflege, den *boosters*, um der Haut neue Ausstrahlung zu verleihen, und den *masters*, welche die Hautalterung bekämpfen. Die Regenerating Cream (50 ml) kostet Fr. 115.–.

5 — Das Peeling Scrubbing Mud (125 ml) aus derselben Linie kommt auf Fr. 56.– zu stehen und ist ergänzbar durch ein Perfecting Fluid. Im ausgewählten Fachhandel erhältlich.



1



2



3



4



5



Auto

Goethes Wagen

Auf der Fahrt von Berlin nach Weimar zeigt sich der wahre Charakter des Audi-A5-Cabriolets: Es wird zum Kulturgut. *Von Ulf Poschardt*

Auf dem Weg zurück von Weimar, jener Stadt der Klassik und des Bauhauses, war die Autobahn nur mässig heimgesucht von Sonntagsfahrern. Mein Testwagen war unanständig flott. Ich war eingezwängt zwischen zwei nagelneuen Porsche Panamera mit jungen Piloten am Lenkrad, die auf der Überholspur für zügiges Vorankommen sorgten. Auf den geraden Stücken, dreispurig, blieb der Tacho meines Audi ungefähr bei Tempo 268 stehen. Der Panamera fuhr nur wenig schneller. Anfänger! Die Porsche rollten bei Leipzig raus und kehrten wohl in das Werk zurück.

Zu meiner Freude hatte ich die sportlichen Fähigkeiten des A5-Cabrios zuvor unterschätzt. Der Fahrspass kannte wenige Einschränkungen. Laufruhe, Leistungsentfaltung, Strassenlage und Komfort lagen mir deutlich mehr als das eher juvenile Geheize im TTS Wochen zuvor.

Als ich an dem Sonntagmorgen zu fast unchristlicher Zeit von Berlin nach Weimar aufbrach, um dort Peter Sloterdijk zu interviewen, hatte ich zweieinhalb Stunden eingeplant, das Navigationssystem vermutete 2 Stunden 38 Minuten. Am Ende waren es genau eineinhalb Stunden. Ganz im Gewand des entspannten Edelmannes lackiert, in Quarzmetallic, hatte ich das A5-Cabrio als entspanntes Cruise-Fahrzeuge taxierte. Auf der Autobahn jedoch rührten sich seine Sportlertene. Die Fahrgeräusche waren erst ab Tempo 200 unangenehm, bis dahin hatte man das Gefühl, in einem sicheren Coupé zu reisen.

Die Stereoanlage war fantastisch, und die Bach-Kantaten und Choräle beim Flug entlang bezaubernd schönen brandenburgischen und thüringischen Landschaften beglückten mich. Die Ankunft in Weimar war schockie-

rend: Ich als Bildungsbürger der zweiten Generation war in dieser prächtigen Stadt zum ersten Mal, sah das Goethehaus und die Bungalows der Bauhausarchitekten, die hier die Klassik Weimars mit der modernen Klassik verbanden. Auch wenn das jetzt etwas abgegriffen klingen mag: Das passte ein wenig zum Audi-Cabrio, das in seiner Linienführung und den Details weniger modisch als der TTS erschien, dafür umso klassischer und ausgereifter.

Nach dem Interview öffnete ich (in 15 Sekunden) das Verdeck und betrieb kalifornisches Sightseeing: alles aus dem Cabrio heraus. Die akademischen Touristen strahlten das Auto an: Ja, es rollte kultiviert. Wenn noch Mendelssohn Bartholdy aus den Bang-&-Olufsen-Boxen klingt, mimit das A5-Cabrio ein Kulturgut.

Beim zweiten Härtetest bewährte sich der Audi ebenfalls: im Gartencenter. Dort zeichnet ihn aus, dass kein platzraubendes Stahlverdeck wie bei der Konkurrenz den Kofferraum verengt, sondern ein hochwertig verarbeitetes Stoffverdeck. Überhaupt scheint alles an diesem Cabrio dem Hochklassigen zuzustreben: Kurz vor dem Gediegenen bremst die Tech-Ästhetik von Audi die Aura eines Jaguar aus. Nicht mal der Verbrauch ist empörend, eher der dürftige Platz auf den Rücksitzen und der Preis. Aber der A5 ist jeden Franken wert.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

Audi A5 Cabrio 3.2 FSI Quattro

Hubraum: 3197 ccm, Leistung: 265 PS
 Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
 Preis: 79 450.- Franken



Klick, klick, klick

Die neue Nikon D5000 ist eine passende Ferienbegleitung und macht sehr schöne Geräusche. *Von David Schnapp*

Erstaunlich, was so eine Digitalkamera auslösen kann. Als die D5000 eintraf, wollte sie die sehr nette Dame am Empfang, selber fachkundige Hobbyfotografin, am liebsten gleich behalten. Und ein Kollege, den man auf dem Weg in die Redaktion mit der Nikon-Schachtel unterm Arm antraf, meinte ungefragt, er habe eine Canon und glaube, die Menüführung sei bei Nikon nicht so gut. Um das vorwegzunehmen: Die Menüführung ist ausgezeichnet.

Die Nikon D5000 ist sozusagen die kleine Schwester der D90. Eine Einsteiger-Digital-Spiegelreflexkamera mit demselben Bildsensor wie die D90 und ebenfalls zwölf Megapixel Auflösung. Aber die kleine Schwester hat ein Display, das sich nach unten ausklappen und um die eigene Achse drehen lässt. Und im Live-View-Modus kann man überkopf und um die Ecke fotografieren oder endlich gelungene Selbstporträts mit der Liebsten im Arm machen.

Die Kamera ist einfach und intuitiv zu bedienen, sie hat genau so viele Knöpfe, wie es braucht. Über das Funktionswählrad lassen sich sechs Motivprogramme (Sport, Makro etc.) direkt anwählen, zusätzlich stehen dreizehn weitere Programme zur Auswahl, darunter «Food», «Nachtaufnahme», «Strand/Schnee» usw. Weissabgleiche lassen sich sehr detailliert vornehmen, allein unter «Leuchtstofflampe» stehen sieben Voreinstellungen bereit, die man einzeln noch bearbeiten kann.

Wir haben die D5000 mit einem Nikkor-DX-Objektiv (18–55 mm) getestet, eine gute Wahl für den Privatgebrauch, auch wenn es etwas lichtstärker sein könnte. Aber zusammen mit einem kleinen bis mittleren Tele sowie einem externen Blitzgerät wäre man schon hervorragend ausgerüstet. Der Autofokus arbeitet schnell, es empfiehlt sich, die Kamera im Serienbildmodus zu verwenden, das wirkt dank des schönen Klick-klick-klick-Geräusches erstens profimässig, und zweitens ist so meistens der perfekte Schuss dabei.

Fazit: Die D5000 bietet ein ausgezeichnetes Preis-Leistungs-Verhältnis und, um es einfach auszudrücken, macht wirklich gute Fotos. Ein Nachteil ist allenfalls, dass kein Autofokus-Motor eingebaut ist, so dass nur Objektive mit Motor passen. Und HD-Filme lassen sich zwar aufnehmen, aber nur mit manueller SchärfEinstellung. Aber wer in den Sommerferien mehr als Schnappschüsse machen will, sollte sich die Kamera genauer ansehen. Es kommt uns die Songzeile von Simon & Garfunkel in den Sinn: «I got a Nikon camera. I love to take a photograph.»

Nikon D5000, digitale Spiegelreflexkamera. CMOS-Bildsensor, 12,9 Millionen Gesamtpixel. Neigbarer LCD-Monitor. Belichtungszeit 1/4000 bis 30 Sek. ISO 200 bis 3200. 11 AF-Messfelder. Blitzgerät. Bildbearbeitung. USB, Video, HDMI. Gehäuse: Fr. 1078.–. Kit mit AF-S DX VR 18–55mm f/3,5–5,6G: Fr. 1248.–. www.nikon.ch



Wirklich gute Fotos: Nikon D5000 mit klapp- und drehbarem LCD-Monitor.

Schule der Geduld

Von Peter Rüedi



Weshalb finden junge Leute nur mit Schwierigkeiten zum Wein? Nicht nur, weil die vor sich hin mümmelnden, fachsimpelnden, zungenrollend ihre Kennerschaft zelebrierenden alten Säcke sich vorzüglich als Feindbild jeglicher Jugendlichkeit eignen. Nicht nur, ferner, weil der Umgang mit dem besonderen Saft etwas Erfahrung voraussetzt und ein minimales Training (und wenn's das ist, sich vom Trend der allgemeinen Verzuckerung unserer Geschmacksgewohnheiten abzukoppeln). Die Hauptschwierigkeit ist eine andere: Jugend hat keine Geduld. Zu Recht. Sie will alles, und zwar sofort. Geht aber nicht beim Wein. Wein braucht Zeit: im Glas, im Keller und im Rebberg erst recht. Er widersetzt sich Moden. Bis der Chardonnay, der Sauvignon, der Petite Arvine gewachsen ist, den die Winzer anstelle des ausgerissenen Chasselas anpflanzen, ist Letzterer womöglich schon wieder der letzte Schrei.

Kommt mir in den Sinn, wenn ich die Etikette eines bemerkenswerten Nebbiolo aus dem Veltlin lese. Die Pioniertruppe, die sich «I Vinautori» nennt, teilt darauf mit, seit 2006 folge sie den Grundsätzen der Biodynamik. Ein bisschen Biodynamik geht aber so wenig wie ein bisschen schwanger. Mit Herbiziden und Insektiziden malträtierte Terrains finden nur langsam zurück zu einem natürlichen Gleichgewicht. Will sagen: Die Vinautori sind auf dem Weg, aber noch nicht am Ziel. Der Wein, den Christian Zündel bei sich im Malcantone gekeltert und ausgebaut hat, ist aber schon nah daran. Auch beim Ideal eines Nebbiolo, der sich nicht an den grossen Baroli, sondern eher an den Pinots des Burgund orientiert. Er öffnet sich langsam, aber dann ist das Vergnügen proportional zur Mühe, die seine Entdeckung kostet. Gänzlich ungeeignet zur Verführung der Jugend. Ein harter Brocken, der – Geduld! – seine vielfältige aromatische Eleganz erst ahnen lässt. Auch beim fortgeschrittenen Publikum ein Wein für Fans. Zufällig bin ich einer von denen. Mehrheitsfähig ist dieser Nebbiolo auch aus banalerem Grund nicht. Seine Auflage ist etwa die eines Lyrikbändchens im Selbstverlag: 1800 Flaschen.

Nebbiolo 2006. Vino da tavola italiano. 13%. Fr. 32.– (www.vinautori.com)

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)
- 2 (2) **Alex Capus:** Der König von Olten (*Knapp*)
- 3 (6) **Michael Theurillat:** Sechseläuten (*Ullstein*)
- 4 (3) **Nicholas Sparks:** Für immer der Deine (*Heyne*)
- 5 (4) **Daniel Glattauer:** Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 6 (9) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar (*Fischer*)
- 7 (7) **Tess Gerritsen:** Grabkammer (*Limes*)
- 8 (8) **Ursula Priess:** Sturz durch alle Spiegel (*Ammann*)
- 9 (10) **Martin Suter:** Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 10 (-) **Karin Slaughter, Klaus Berr:** Zerstört (*Blanvalet*)

Sachbücher

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen:** Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 2 (2) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein (*Edition Fona*)
- 3 (4) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 4 (5) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 5 (7) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 6 (10) **Richard Precht:** Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? (*Goldmann*)
- 7 (3) **Domenico Silano, Patrik Maillard:** Silano – Der Jahrhundert-Postraub (*Salis*)
- 8 (-) **Teresa Fortis:** Lockruf Saudia (*Woa*)
- 9 (9) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Brockhaus*)
- 10 (8) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Droemer Knauer*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Bauernmalerei

Heute wollen wir nicht sticheln oder kritisieren, sondern einfach nur etwas Schönes empfehlen. «Schweizer Bauernmalerei» (Mondo-Verlag) heisst der prächtige Bildband, und er ist im Wortsinn eine Augenweide. Man kann darin ziellos blättern – für müd-nervöse Städter ein ästhetischer Jungbrunnen. Man kann sich aber auch in Geschichte und Geschichten vertiefen, mit den Sennen und ihren geschmückten Kühen auf die Alp fahren, sich in Liebesangelegenheiten verstricken lassen oder mit dickbeinigen Putten in den siebten Himmel auffahren. Das Greyerzerland, das Bernbiet, vor allem aber das Appenzell und das Toggenburg gelten als Hochburgen dieser Volkskunst. Die Bauernmalerei sollte Leben und Fröhlichkeit in die damals noch viel dunkleren Häuser bringen. Noch heute und im blossen Abbild entfaltet sie beim staunenden Betrachter diese Wirkung. (*gut*)

Literatur

Melancholie der Raubtiere

Philippe Jaccottet ist ein ebenso genialer Dichter wie Übersetzer. Nun liegt eine deutsche Ausgabe aktueller Werke des bedeutendsten Lyrikers der Romandie vor. Von Charles Linsmayer

Philippe Jaccottet, der bedeutendste Dichter der Romandie, lebt seit Jahrzehnten in der südfranzösischen Stadt Grignan. Deren Landschaft und Umgebung sind durch seine Gedichte und Tagebücher zu einem Schauplatz der Weltliteratur geworden, welcher Jaccottet nicht nur mit seiner Lyrik, sondern auch als Vermittler zugehört. So hat er letztes Jahr seine Nachdichtung von Rilkes «Duineser Elegien» – wohl eine der anspruchsvollsten Übersetzungsaufgaben überhaupt – präsentiert und seine Korrespondenz mit Giuseppe Ungaretti veröffentlicht. Ungaretti zeigt sich darin in einem der Briefe überzeugt, dass seine Gedichte in Jaccottets Französisch besser klingen als im italienischen Original.

Auch einen neuen Band eigener lyrischer Notate hat Jaccottet 2008 herausgebracht: «Ce peu de bruits» (Dieses bisschen Lärm), ein poetisches Kompendium, das ebenso eindrücklich sein Eingebettetsein in die europäische Tradition zum Ausdruck bringt wie seinen von der «fortschreitenden Verblödung und Verheerung der Welt» ausgehenden Kulturpessimismus. Dank dem Münchner Hanser-Verlag bzw. Friedhelm Kemp, Elisabeth Edl und Wolfgang Matz, die seit Jahren für eine kunstvoll-adäquate Übertragung eintreten, ist nun auch wieder eine deutsche Jaccottet-Übersetzung erschienen: «Notizen aus der Tiefe», ein Band, der «Israël, cahier bleu» von 2004, «Notes du ravin» von 2001 und «A partir du mot Russie» von 2002 zu einem spannungsgeladenen Ganzen bündelt.

Der Mittelteil des aus lyrischer Prosa und einigen wenigen Gedichten bestehenden Triptychons ist am Fuss des seit Petrarca's Zeiten literarisch so bedeutsamen Mont Ventoux situiert und handelt wie schon der 2005 erschienene Band «Truinas» vom Tod eines engen Freundes, des im April 2001 in eben jenem Truinas verstorbenen Lyrikers André du Bouchet. So nahe geht Jaccottet dieser Verlust, dass er die unzähligen Toten des Krieges ebenso zum Vergleich heranzieht wie die einsam der Demenz Verfallenen und verloren Umherirrenden – und doch immer wieder nach Mitteln sucht, dem Tod seinen Stachel zu nehmen.

Hölderlin zitiert er, Claudel, Emily Dickinson, Vergil, Goethe, Angelus Silesius, und selbst wenn kein Name fällt, klingt mit, was andere Autoren gegen die Vergänglichkeit ins Feld geführt haben. So stehen z.B. Sätze wie «... man darf sich nicht vor der Zeit ängstigen, sich nicht quälen lassen von dem, was noch

nicht ist ...» deutlich in der Tradition Hofmannsthals, der die Marschallin im «Rosenkavalier» von der Zeit sagen (bzw. nach der Musik von Richard Strauss singen) lässt: «Allein man muss sich vor ihr nicht fürchten. Auch sie ist ein Geschöpf des Vaters, der uns alle erschaffen hat.»

Das wilde Tier in uns

Auch bei Jaccottet ist es oft die Musik, die dem Trost erst seine wahre Form zu geben vermag. Bachs «Matthäuspassion», in der für ihn Christus «gegenwärtiger ist als in irgendeiner Predigt», oder Schuberts letzte Klaviersonate B-Dur D 960, von der er nach der Evokation des Todes in all seinem Schrecken überzeugt ist: «Das ist es, was unerklärlicherweise standhält, gegen die schlimmsten Stürme, gegen die Leere ...» Letztlich aber sind es zwei physikalische Elemente, die den Tod in seinem Kosmos auf dynamische Weise bedeutungslos erscheinen lassen: das «immer alterslose» strömende, fließende Wasser und das Feuer, «das man unter dem kalten Spiegel des Himmels entzündet: wie der Atemhauch, der beweist, dass man noch am Leben ist».

Wasser und Feuer sind es denn auch, die als Metaphern von etwas Unsagbarem den Gewinn jener Israelreise ausmachen, die Jaccottet 1993 unternommen und 2004 beschrieben hat. «Berührt, festgehalten, erfreut, gestärkt, bei mancher Gelegenheit sogar mitgerissen» war er immer dann, wenn er glaubte, «von einem Wasser zu trinken», das «dieser geheimen Quelle entsprungen war», die es Menschen ermöglicht, «Seelen auf ihre höchste Höhe zu tragen» und «das Tier in uns zu bezwingen» oder «die Dinge beleuchtet zu sehen, und sei es nur sehr schwach, von einem Licht, das ausging von jenem für immer unauffindlichen Feuer».

Diesen geheimnisvollen Anspielungen an ein religiöses Grundphänomen, von dem die heutigen Religionen nur noch Abklatsch sind, stehen Reiseerfahrungen gegenüber, wie sie betrüblicher nicht sein könnten. Das Heilige Grab in Jerusalem vermittelt ihm «eher ein Gefühl von Schwindel als von Inbrunst oder Ehrfurcht», die abessinischen Mönche in ihren Höhlen kommen ihm «ein wenig vor wie die melancholischen Raubtiere im zoologischen Garten», während das Ritual der Betenden an der Klagemauer «zugleich unheimlich und bedrohlich» erscheint. Ein Gefühl von Glück stellt sich einzig auf dem Platz vor der grossen Moschee ein, der ihn an De Chirico er-

innert und ihn spüren lässt, «was zu entdecken wäre an Anmut und äusserster Verfeinerung in diesem Islam, von dem wir heute, durch die Schuld seiner Extremisten, beinahe nur mehr die schwarze Gewalt sehen».

Nicht nur da, auch im christlich-jüdischen Bereich versperrt ihm «die Brutalität der Gegenwart den Zugang» zu den religiösen Zeugen der Vergangenheit, und obwohl er Tasso, Rimbaud, Hölderlin und Celan zu Zeugen aufruft, gelingt es ihm nicht, die biblische Welt, die ihm von Kind auf vertraut war, anders als in ihrer Grausamkeit zu beschwören. So findet er bei Qumran am Ufer des Toten Meeres «jene uralte und starke Sehnsucht nach dem Archaischen» wieder, die ihn mit Claudel und Aischylos verbindet, kommt dann aber unvermittelt auf jene Sequenz im 19. Kapitel der Richter zu sprechen, wo ein Mann seine Nebenfrau dem Mob zur Schändung preisgibt, um sie anschliessend zu zerstückeln. Grausamkeiten, die heute, «in einem Augenblick der Geschichte, da es mehr offene Wunden gibt als Faden, um sie zu vernähen», durchaus ihr Pendant haben. «Die Spuren der Gewalt sind allgegenwärtig», konstatiert er resigniert, «die letzte verbliebene Energiequelle ist der Hass», und angesichts der Unentwirrbarkeit der Lage sucht er die Schuldigen in den ökonomischen Zwängen einer globalen Konstellation: «Ich habe Angst, dass die Macht des Geldes, die sich wie eine Seuche ausbreitet, alles, was es an Menschlichem gibt, bis auf die Wurzeln verdirbt.»

«Drang nach Osten»

Einer anderen, wenn auch weitgehend imaginären Reise ist der dritte Teil des Buches gewidmet, der den Assoziationen nachgeht, die das Wort «Russland» in Jaccottet weckt. Ein früher «Drang nach Osten», den Jules Vernes «Michel Strogoff» in ihm auslöste und der «das Wohlgefallen an der Wildnis und das an der Kultur» miteinander verband, hat ihn am Ende nicht nach Russland, sondern in seinen heutigen Lebensraum, das Département Drôme, gelockt, während spätere wesentliche imaginäre Russlanderlebnisse ihm durch Rilkes «Stundenbuch» und Tschschows thematisch polyfone Novelle «In der Osternacht» vermittelt wurden. Die stärksten Eindrücke aber empfing er von Dostojewski, dessen «Aufzeichnungen aus dem Kellerloch» für ihn das schwärzestdenkbare De Profundis überhaupt sind, hat da derjenige, der schreit, doch keine andere Gewissheit mehr «als die Wand, gegen die er anrennt». Demgegenüber gibt Jaccottet mit überzeugenden Argumenten Dostojewski selbst recht, wenn dieser den Fürsten Myschkin, die Titelfigur des Romans «Der Idiot», in seiner Unschuld und Treuerzigkeit ganz nahe an Cervantes' weltfrommen Don Quijote heranrückt.

Auch Russland bleibt für Jaccottet für immer mit dem Leiden jener Millionen verbunden, die der stalinistischen Willkür zum Opfer



«Sehnsucht nach dem Archaischen»: Schriftsteller Jaccottet.

fielen und an die er am Beispiel des Dichters Warlam Schalamow erinnert, der wie durch ein Wunder den Hunger, die Kälte und den Terror im Lager Kolyma am Polarkreis überlebte. Ein Lager, in dem Jaccottet, Homme de Lettres auch da, all die Schrecken realisiert findet, die in Dantes «Inferno» beschrieben sind. So dass dem 20. Jahrhundert unter anderem

auch das makabre Verdienst zukommt, «das grimmigste Schauspiel, das ein unerbittlicher Genius je eronnen hat, heraufbeschworen zu haben auf die Oberfläche der wirklichen Welt, mit wirklichen Menschen».

Philippe Jaccottet: Notizen aus der Tiefe. Hanser. 168 S., Fr. 32.90

Der Künstler als Odysseus

Von Peter Rüedi

Der Titel dieser CD verleitet zu weitschweifenden Assoziationen, wie alle Titel von Louis Sclavis, dem 56-jährigen französischen Klarinettenisten und Saxofonisten. Sclavis ist eine Art Luftgeist in der Art von Shakespeares Ariel, kaum glaubt man ihn zu fassen, ist er anderswo: ein Intellektueller mit ausgelassener Spielfreude, bewandert in der neuen sogenannten E-Musik (Boulez, Berio), im Jazz seit den Urgründen (seine frühe Bewunderung galt dem New-Orleans-Urgestein Sidney Bechet) und in dem, was platt Weltmusik, raffinierter *folklore imaginaire* heisst: Sclavis war eine treibende Kraft in der «Association à la recherche d'un folklore imaginaire» (ARFI) in seiner Heimatstadt Lyon.

Selbstverständlich denkt er auch über die Musik hinaus. «Lost on the Way» ist auf einer ersten Ebene eine Hommage an Homers «Odyssee» (die Stücke tragen Titel wie «De Charybde en Scylla», «Le sommeil des sirènes», «Aboard Ulysses's Boat» oder «Les doutes du cyclope»); auf einer zweiten wird Ulysses zur Chiffre des Künstlers, der immer zum Aufbruch bereit ist, auch ohne die Gewissheit einer Heimkehr. Denn um Programmmusik geht es ihm bei dieser Reise keineswegs. Er findet mit dem Saxofonisten Matthieu Metzger, dem E-Bassisten Olivier Lété sowie seinen alten Weggefährten Maxime Delpierre und dem Drummer François Merville ein schwebendes Gleichgewicht zwischen abstrakten Nachdenklichkeiten, anrührendem Schönklang und ziemlich wild franselnden Dekonstruktionen.

Wär's nicht, wie alle Nationalpsychologie, so banal, würde ich meinen: Das Quintett hat eine spezifisch französische Leichtigkeit, bei aller intelligenten Planung etwas fliegend Unbedenkliches und Ausgelassenes, eine Art Lully-Beschwingtheit oder die opulente Disziplin der Musik von Jean-Philippe Rameau (dem Sclavis auch schon ein Projekt gewidmet hatte). Eine eminent europäische kammermusikalische Angelegenheit, wäre das Ganze nicht über Delpierres E-Gitarre auch mit den wilderen Erfindungen eines Jimi Hendrix verdrahtet. Eine transparente, intelligente, vitale Musik. Noch Wünsche offen?



Louis Sclavis:
Lost on the Way.
ECM 2098 1798497

Glühwürmchen im Käfig

Eine ungewöhnliche Lovestory mit hohem Spannungsgrad: «Two Lovers». Von Wolfram Knorr



Wichtige Psycho-Kollision: Schauspieler Phoenix und Shaw.

Oje, ein Miserefilm? Er beginnt in fröstelnder Landschaft mit dem Suizidversuch eines jungen Mannes namens Leonard. Eine gescheiterte Liebe sog ihn in einen Strudel von Depressionen und ins Meer. Doch der Sprung misslingt, der Überlebenswille ist stärker. Wie ein begossener Pudel kriecht er zurück in die Obhut seiner Eltern. Zu ihnen ist er, nach missglückter Beziehung, zurückgekehrt. Sein Vater, Besitzer einer kleinen Reinigungsfirma, sieht eine Heilung des Filius nur in einer Ehe mit Sandra, der Tochter eines befreundeten Unternehmers. Und die liebt den armen Tropf tatsächlich. Leonards Mutter, eine von Trauer umflorte Glücke, behandelt ihn noch immer wie ein Küken, was Leonards Schwermut nicht mildert. Doch da begegnet er im Treppenhaus einer feschen Blondine, die in den massiven Brooklyner Klinkerbau-Komplex eingezogen ist und wie ein frischer Durchzug auf Leonard wirkt. Er verliebt sich in sie – und schon wird aus der Misere handfeste Suspense.

«Two Lovers» von James Gray («We Own the Night») gehört in die Tradition der wichtigen Psycho-Kollisionen Elia Kazans und Sidney Lumets. Doch Gray erweitert das Spektrum des Seelen-Infernos durch ungewöhnlichen Thrill, den er sich bei Alfred Hitchcock entlehnt. Bald bewegt sich «Two Lovers» zwischen «Shadow of a Doubt» und «Rear Window». Raffiniert ist das Spiel mit der Unge-

wissheit. Was Leonards emotionale Labilität, von Joaquin Phoenix mit ruheloser Tranigkeit brillant gespielt, wirklich verursachte, verrät der Film nicht: War es seine gescheiterte Liebe, oder sind es die Eltern, die wie ein Lebensraum wirken, in dem das Licht ausgeknipst wurde? In ihrem Innersten glauben Mutter (Isabella Rossellini) und Vater nur an Konventionen, und die sollen auch den Sohn erhellen. Zu dieser «Konvention» gehört Sandra, von Vinessa Shaw als dunkles, tiefes Wasser grandios verkörpert. In diese funzelige Käfigwelt plumpst die Blondine Michelle (Gwyneth Paltrow) wie eine Lichtgestalt, wie die Verlockung eines Lebens jenseits spiessigen Trübsinns. Doch Michelle, die den Schwarmgeist Leonard umtanzt wie ein schwirrendes Glühwürmchen, ist die Geliebte eines verheirateten Anwalts. Der Vernarrte quält sich, sucht Halt bei Sandra und kann dennoch von Michelle nicht lassen. Als sie ihm gesteht, der Anwalt wolle zurück zu Frau und Kindern, sieht Leonard wie ein umgekehrter Orpheus eine strahlende Zukunft in der Oberwelt. «Two Lovers» steigert extrem die Spannung bis zum Happy End, das raffiniert auf den Anfang zurückgreift, auch wenn, zur Beruhigung, kein Selbstmord begangen wird.

Two Lovers.
Regie: James Gray. USA, 2008

Aus Alt mach Neu

Der Krautrock der siebziger Jahre hat viele Musiker beeinflusst. Das Tribut-Album «Brand Neu!» zeugt davon. *Von Albert Kuhn*

Popmusik steht unter dauerndem Neuheitsdruck. Das erzählen uns die Hitparade, das Radio, die Medien. Die Verdrängung des Alten durch das Neue geht allerdings nicht sehr tief. Die neuen Stile drängen sich an den Tisch, aber sie tischen die alten nicht ab. Der private Musikkonsum – also der eigentliche, relevante – hat einen längeren Atem als Musikbranche und Citydisc. In den meisten Haushalten gibt es Regale oder Kisten mit Musikkonserven aus vergangenen Jahrzehnten. Schellackplatten von Louis Armstrong, Elvis-Vinyl-Singles, Kassetten mit den Beatles und den Stones, das «Woodstock»-Triple-Album und coole 33-Longplayer mit Black Sabbath oder Led Zep. Sie alle landen früher oder später neben Mando Diao und Katy Perry auf Millionen von Servern und zugänglichen Festplatten.

So einfach der Zugriff, so irre die grosse Angebotspalette, sie verunmöglicht jede Übersicht. So bleiben – nun aus Überfluss statt aus Mangel – die schönen Zufälle erhalten, wer was wann und wo entdeckt. Die Musik ist deswegen kaum wertloser geworden. So wie man nie aufhören wird, Bach, Mendelssohn oder Satie zu hören, verhält es sich auch mit Folk, Country, Blues, Rock 'n' Roll, Beat, Psychedelic Rock, Prog-Rock und Punk. Im Gegenteil: Die Stile entwickeln aus sich heraus täglich neue Mischformen wie psychedelischen Blues oder Elektrorock. Die Lust zur Verbindung mit dem anderen ist derart gross, dass bald jede Weltecke ihren Link zu anderen Musiksphären erhält. Ebenso gesucht sind auch die vergessenen Experimente und Skurrilitäten der eigenen Musikkultur.

Orgiastische Sounds

Die fortschrittlichste und gleichzeitig vergessenste Popmusik, die es je gab, wurde in der ersten Hälfte der siebziger Jahre in Deutschland gebastelt – und mit dem verächtlichen Ausdruck «Krautrock» gleich wieder abgeschrieben. Krauts nannte man im Zweiten Weltkrieg die Deutschen, wegen ihrer Vorliebe für Sauerkraut. Heute lecken sich junge Musiker aus den USA, Schweden, Grossbritannien und Osteuropa die Finger nach echtem Krautrock, nach einer Vinyl-Scheibe von Neu!, Faust, Can, Birth Control oder Guru Guru.

Zwar existierte in England um 1970 eine ähnlich experimentelle Canterbury-Szene: Soft Machine, Caravan oder die Projekte von Steve Hillage. Deren Alben aber waren weltbekannt und von New York bis Tokio erhältlich. Nicht so die Basteleien der Deutschen. Ihr Sound war ausserhalb Deutschlands fast nur

in John Peels BBC-Shows zu hören und sickerte nur langsam in die CD-Regale oder Computer der Musiker späterer Jahre. Und dann in deren Hirne. Am meisten dafür tat Julian Cope, der fleissigste Krautrock-Entdecker der Welt.

Das eben erschienene Tribut-Album «Brand Neu!» versammelt Bands, die sich stolz und dankbar von Neu!, Can und Faust beeinflusst zeigen und es mit eigenen Songs beweisen. Fantastisch sind Ciccone Youth, Pets With Pets, Foals und LCD Soundsystem. Aber auch Oasis, Kasabian und Primal Scream demonstrieren, wie gut ihnen der Kraut-Einfluss der hässlichen Deutschen steht. Dem Londoner *New Musical Express* erklärte Neu!-Gitarrist Michael Rother: «Mit dem Sound von Chuck Berry konnten wir nichts anfangen. Und spielen wie Hendrix konnten wir auch nicht – also was tun?» Sie ignorierten den Rock-'n'-Roll-Gehalt von Velvet Underground, The Doors und Pink Floyd total und extrahierten nur deren psychedelische Anteile. Mit denen erzeugten sie eine repetitive, schwebende Stimmung, die von motorisch arbeitenden Drummern vorwärtsgetrieben wurde und in meist langen, orgiastischen Songs endete.

Brand Neu!: A Tribute to Neu! Feraltone
Faust: Faust IV. EMI
Can: Tago Mago. Spoon Music



Lust zur Verbindung: Dinger, Rother.

Marthaler kehrt heim

Von Daniele Muscionico

Das nennt man Gesinnungswandel: Der Kanton Zürich ehrt Christoph Marthaler mit dem Kulturpreis 2009 für sein «herausragendes künstlerisches Werk». Die damalige Faktenlage scheint dem Gedächtnis entfallen: Als Marthaler 2004 zurücktrat, nach einer vorzeitigen Kündigung, die nach Protesten wieder aufgehoben wurde, stand das Schauspielhaus Zürich kurz vor dem Konkurs und auch der Besucherpegel auf einem historischen Tiefstand.

Marthaler wurde zwar im Ausland als Messias eines neuen Volksschauspiels gefeiert, doch den Daheimgebliebenen galt er vor allem als Fachmann für Intimwäsche: «Unterhosen-theater!» Ein Veto auch gegen die Zusatzkredite für die Bühne, die ursächlich durch die Finanzlast des Schiffbaus in Turbulenzen gekommen war. Und das ausgeleierte Thema sollte auch weiterhin auf die lange Bank geschoben werden. Wenn Barbara Frey im September Matthias Hartmann ablöst, wird die Liegenschaft Schiffbau den Pfauen noch immer über die Massen belasten.

Christoph Marthaler wollte sich über die Auszeichnung und das mit 50 000 Franken dotierte Preisgeld nicht äussern. Den folgenden Auszug aus einem Hinterzimmerprotokoll hat uns die Souffleuse des Theaters vorgespielt:

Josef Estermann: Nimmst du mir's noch übel, dass ich seinerzeit öffentlich sagen musste, ihr hättet miserabel gewirtschaftet?

Christoph Marthaler (mit der Stimme von Stefanie Carp): *Chabis!* Damals hat dir sowieso längst niemand mehr geglaubt. Komm, feiern wir den Preis in der «Kronenhalle».

Estermann: Ich habe lange auf diese Gelegenheit gewartet, aber heute, wo sich der Kanton bei dir entschuldigt hat, sollst du auch vom Angebot der Stadt erfahren. Aber du musst wissen: Wir waren die Ersten, der Kanton ist nur ein Trittbrettfahrer ...

Marthaler: Stossen wir jetzt endlich an?

Estermann: Prost also. Corine Mauch ist zwar ein Fan von Barbara Frey, aber man weiss natürlich, wieso ... Wir anderen glauben, dass eine Frau den Pfauen nicht stemmen kann. Möchtest du deinen Wohnsitz nicht wieder nach Zürich verlegen? Wir wüssten auch schon, wo du mit deiner Familie wohnen kannst. Und auch euer Kindermädchen kann selbstverständlich mitkommen. Es gibt da in Wollishofen eine Villa am See ...

Marthaler (mit der Stimme von Anna Viebrock): Ober, eine neue Flasche!

Achtundvierzig Stunden

Mike Keita hat in Kreuzlingen einen Asylantrag gestellt. Jetzt wartet er auf eine Entscheidung. Ohne sich allzu viel Hoffnung zu machen. «Doppelpass», Folge 32. Von Charles Lewinsky

Achtundvierzig Stunden sind nicht lang.

Achtundvierzig Stunden sind unendlich lang.

Wenn man nichts anderes zu tun hat, als darauf zu warten, dass man von der Stimme aus dem Lautsprecher aufgerufen wird, weil in seinem Büro ein Herr Hasler schon auf einen wartet, ein Herr Hasler vom Bundesamt für Migration, ein Herr Hasler, der einen fragen wird: «Hast du uns jetzt deine Papiere gebracht?», und man hat doch keine Papiere, wenn man nichts anderes zu tun hat, als auf diesen Augenblick zu warten, dann vergeht die Zeit, je nach den Gedanken, die man denkt, quälend langsam oder schmerzhaft schnell.

«Vielleicht», denkt man, «heisst der Herr Hasler diesmal anders, vielleicht trägt er keine Fliege, sondern eine Krawatte, vielleicht ist er alt oder jung, dick oder dünn, mit sorgfältig gescheitelten Haaren oder mit einer Glatze, vielleicht ist es diesmal sogar eine Frau, die möglicherweise mehr Verständnis zeigt als ein Mann oder vielleicht auch weniger, weil sie beweisen will, dass sie genauso stark und entscheidungsfreudig ist wie all ihre Kollegen.»

«Vielleicht...», denkt man, und man schaut auf die Uhr an der Wand, und der Zeiger hat sich überhaupt nicht bewegt.

«Vielleicht», fängt man dann wieder an zu denken, «ist die Sache schon entschieden, so oder so, ja oder nein, vielleicht lassen sie einen nur warten, weil Wartenlassen die Vorschrift ist, zwei Tage, achtundvierzig Stunden, so und so viele Minuten oder Sekunden; irgendjemand hat die richtige Zeit ausgerechnet und in ein Gesetz geschrieben, es gibt für alles ein Gesetz oder eine Vorschrift.» – «Vielleicht», denkt man, «liegt das Papier schon längst bereit, ist das Formular schon ausgefüllt, die Unterschrift darunter gesetzt und der Stempel, oder was immer es braucht.»

Und dann denkt man wieder: «Vielleicht haben sie das Gesetz geändert, genau jetzt, in diesen achtundvierzig Stunden, haben es sich anders überlegt, haben die Hände gehoben im Parlament oder auf einen Knopf gedrückt oder wie immer sie das in diesem Land machen, haben beschlossen, dass sie die Türen aufsperrn wollen, ganz weit, weil sie ja Leute



brauchen, die für sie die Arbeit machen, Leute mit kräftigen Händen.»

Ob es einem schadet, wenn man an einer Hand nur vier Finger hat?

«Es ist nur die linke Hand», wird man sagen, «nur die linke, und ich bin Rechtshänder.»

Und dann läuft die Uhr plötzlich schneller, viel zu schnell, und man denkt: «Ich hätte nicht hierherkommen sollen. Es war ein Fehler. Man hat es mir geraten, aber der Rat war nicht gut. Ich hätte unsichtbar bleiben sollen, wie so viele andere, die da sind und doch nicht da. Weil man nicht existiert, wenn man keine Papiere hat. Ein Papier ohne einen Menschen», denkt man, «ist wirklicher als ein Mensch ohne ein Papier.»

Und die Uhr läuft noch schneller, und man denkt: «Ich kann immer noch weggehen, einfach weggehen und nicht wiederkommen, man ist hier ja nicht eingesperrt. Die blauen Männer, auf deren Rücken Securitas steht, würden einen nicht aufhalten. Man ist ja hier nicht in einem Gefängnis», denkt man, «sondern in einer Empfangsstelle, man wird empfangen, man ist Gast. Die Worte, die sie verwenden, sind Worte, wie sie auch ein Hoteldirektor sagen könnte. In einem Hotel», denkt man, «ist ja auch nicht jeder willkommen. Nur derjenige, der genügend Geld in der Tasche hat, um sich ein Zimmer zu mieten.»

Man denkt und denkt und kann nicht schlafen, obwohl unter einem im Kajütenbett jetzt ein anderer liegt, einer, der nicht schnarcht. Der Schnarcher ist nicht mehr da, er hat seine Sachen genommen, viele waren es nicht, und ist gegangen, ohne sich zu verabschieden. War-

um soll man «Auf Wiedersehen» sagen, wenn man sich doch nicht wiedersehen wird?

Aber er hätte einem erzählen sollen, warum sie ihn abgewiesen haben. Vielleicht hätte man daraus etwas gelernt. Vielleicht wüsste man dann, was man sagen muss, wenn man wieder dem Herrn Hasler gegenüber sitzt.

Dem Herrn Hasler vom Bundesamt für Migration.

So war das gewesen, und wenn er auf seine Landsleute gehört hätte, die sich auskannten und sich nichts vormachten, wenn er nur auf sie gehört hätte, dann hätte er sich das alles erspart. Sie hatten ihm gesagt, es habe keinen Zweck, und es hatte ja auch wirklich keinen gehabt.

Irgendwann, langsam oder schnell, war dann die Zeit vorbei, und man rief ihn auf.

Er kletterte von seinem Bett, eilig, denn sicher machte es einen besseren Eindruck, wenn man niemanden warten liess. Sie hatten viele Fälle zu bearbeiten, hier in der Empfangsstelle, und je zügiger sie vorankamen, desto schneller wurden wieder Betten frei für die Nächsten, die sich morgen melden würden oder übermorgen, mit kleinem Gepäck und grossen Hoffnungen. Mit dem Glauben an das Zauberwort «Asyl».

Unter der Türe fiel ihm ein, dass er seine Wertsachen nicht mitgenommen hatte. Der Mann, der ihn vor Dieben gewarnt hatte, war tags zuvor fortgegangen, kopfschüttelnd und mit hoffnungslosen Augen. Er wollte schon umkehren, aber dann dachte er: «Wer sich von meinen wenigen Habseligkeiten etwas nimmt, der wird es nötiger haben als ich.» Und er wollte auch keine Zeit mehr verlieren. Das



Wichtigste, das, was er auf gar keinen Fall verlieren durfte, steckte ja in seinem Brustbeutel: ein Stein, eine Feder und der Zettel mit der Adresse von Tom Keita.

Von seinem Vetter mit den goldenen Füßen.

Auf dem Weg zum richtigen Büro zählte er die Türen, an denen er vorbeikam. «Wenn es eine gerade Zahl ist», sagte er sich, «dann bedeutet das, dass ich heute Glück habe, dass ich hierbleiben darf, mit oder ohne Papiere, dass sie verstehen werden, warum es für mich keinen anderen Weg gab, um hierherzukommen.

Wenn es aber eine ungerade Zahl ist ...» Weiter hatte er nicht gedacht. Weiter hatte er nicht denken wollen.

Als er dann vor der richtigen Türe stand, wurde ihm klar, dass seine abergläubische Regel unvollständig war. Diese letzte, entscheidende Türe: Musste sie mitgezählt werden? War das Ergebnis jetzt gerade oder ungerade?

Es musste ungerade gewesen sein. Hinterher war ihm das klar.

Es war dasselbe Büro und derselbe Herr Hasler. Nur dass seine Fliege diesmal rot war und mit kleinen blauen Blümchen verziert.

Auch Frau Rebsamen von der Caritas sass wieder da und lächelte. Vielleicht, weil sie sich freute, ihn zu sehen, oder vielleicht weil das zu ihrer Funktion gehörte. «Vielleicht», dachte er, «ist die Caritas überhaupt nur dazu da, dass überhaupt irgendjemand in diesem Gebäude lächelt.»

«Also?», sagte Herr Hasler, und der Ton seiner Frage machte Mike endgültig klar, dass es falsch gewesen war, hierher nach Kreuzlingen zu kommen.

«Also, Herr Keita?»

Eindeutig falsch.

«Haben Sie uns heute Ihre Ausweispapiere mitgebracht?»

Er hätte gern erklärt, dass er Papiere gehabt hatte, gute Papiere, fast echt, ein Reisepass mit seinem eigenen Foto, bei einem Mann gekauft, der tatsächlich in einem Ministerium in Conakry arbeitete, ein Mann, den er hätte beschreiben können, mit einer grossen Narbe an der linken Backe. Er hätte gern gesagt, dass das die besten Papiere waren, die das Dorf sich leisten konnte, dass man ihm die aber in Spanien weggenommen hatte, dass kein Geld da gewesen war, um andere zu beschaffen, und dass er deshalb, nur deshalb, in diesem Lastwagen ...

Aber er schüttelte nur den Kopf und sagte: «Nein, ich habe keine Papiere.»

Herr Hasler nickte nur, wie jemand, der nichts anderes erwartet hat.

Frau Rebsamens Lächeln war ganz mitleidig geworden.

«Dann habe ich Ihnen Folgendes zu eröffnen», sagte Herr Hasler.

Mike, der das Wort «eröffnen» so noch nie gehört hatte, dachte einen Moment lang an eine Tür, die sich für ihn öffnen würde. Aber das war es nicht, was Herr Hasler meinte.

«Gestützt auf das Asylgesetz vom 26. Juni 1998, insbesondere auf die Artikel 32, 33 und 34, kann auf Ihr Gesuch nicht eingetreten werden.»

Durch eine Türe, die nicht eröffnet ist, kann man auch nicht eintreten.

«Zu Ihrer Information lese ich Ihnen die entsprechenden Paragraphen vor. Artikel 32,

Absatz 2, Buchstabe a: «Auf Asylgesuche wird nicht eingetreten, wenn Asylsuchende den Behörden nicht innerhalb von 48 Stunden nach Einreichung des Gesuchs Reise- oder Identitätspapiere abgeben.» Diese Anforderung haben Sie eindeutig nicht erfüllt.»

Eindeutig. Auch wenn es Gründe dafür gab, viele gute Gründe. Aber die interessierten hier nicht.

«Haben Sie das verstanden, Herr Keita?»

Ja, Mike hatte das verstanden.

«Ebenfalls anzuwenden ist Artikel 34, Absatz 2, Buchstabe a: «Auf Asylgesuche wird in der Regel nicht eingetreten, wenn Asylsuchende in einen sicheren Drittstaat nach Artikel 6a, Absatz 2, Buchstabe b zurückkehren können» und so weiter und weiter. Ihr Herkunftsland Guinea zählt zu diesen sicheren Drittstaaten. So weit klar, Herr Keita?»

Ja, so weit war alles klar.

«Zusätzlich kommt auch noch Artikel 33, Absatz 1 in Betracht: «Auf das Asylgesuch einer Person, die sich illegal in der Schweiz aufhält, wird nicht eingetreten, wenn sie offensichtlich bezweckt, den drohenden Vollzug einer Weg- oder Ausweisung zu vermeiden.» Konnten Sie mir folgen, Herr Keita?»

Ja, Mike hatte ihm folgen können.

«Aus den genannten Gründen», sagte Herr Hasler und redete immer schneller, wie man es tut, wenn man eine lästige Sache zu Ende bringen will, «kann auf Ihr Asylgesuch nicht eingetreten werden. Sie haben die Schweiz so schnell wie möglich zu verlassen.»

Diesmal wartete Mike die Frage nicht ab, sondern sagte gleich: Ja, auch das habe er verstanden.

«Gegen diese Entscheidung können Sie innerhalb von vier Tagen Rekurs einlegen. Allerdings besteht nach Lage der Dinge keinerlei Aussicht, dass einem solchen Rekurs stattgegeben wird. Noch Fragen?»

Nein, Mike hatte keine Fragen mehr.

«Gut», sagte Herr Hasler, und dann erledigte er den Papierkram. Es war alles schon vorbereitet, in einem Sichtmappchen, auf dem ein gelber Post-it-Zettel mit dem Namen «Keita» klebte.

Ein Zettel, den man ohne Spuren abnehmen und wegwerfen konnte, wenn man ihn nicht mehr brauchte.

Es dauerte nicht lange.

«Ich wünsche Ihnen viel Glück in Ihrem weiteren Leben», sagte Herr Hasler dann noch, und er sah dabei tatsächlich so aus, als ob er das auch meine. Sie gaben sich zum Abschied sogar die Hand.

Beim Hinausgehen drehte sich Mike noch einmal um und stellte fest, dass jetzt auch Frau Rebsamen nicht mehr lächelte.

Folge 33 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Man wächst zusammen

Die Arzthelferin Cornelia Pfäffli, 25, und der Polygraf Thomas Spinnler, 25, heiraten nächsten Frühling. Alles ist schon heute bis ins Detail organisiert.

Cornelia: Als wir vor drei Jahren zusammenzogen, war es eine Umstellung. Bisher sahen wir uns am Mittwoch und an den Wochenenden. Nun war der andere einfach immer da. Diese Dauerpräsenz kann eine Herausforderung für die Beziehung sein. Ich meine: Man liebt sich – aber will man den anderen immer sehen?

Thomas: Jetzt haben wir eine grosse Wohnung, und jeder kann sich zurückziehen. Ich bin stundenlang am Computer, Cornelia liest Romane und Krimis. Der Grossteil meiner gleichaltrigen Kollegen ist ungebunden, auf der Suche oder am Flirten. Für meine Verlobte und mich ist es die erste richtige Beziehung. Vergleichen konnten wir – sozusagen – nicht.

Cornelia: Als ich ihn zum ersten Mal sah, lehnte er am Auto, die Sonnenbrille im Haar, offenes Hemd: Ich fand ihn unvergleichlich.

Thomas: Wir gingen etwas trinken, und eine Woche später schauten wir auf dem Bettsofa ihres Bruders eine DVD zusammen an. Das eine kam zum anderen. Wir küssten uns.

Cornelia: Seither sind wir zusammen. Wenn man sich so jung kennenlernt, hat man keine festgefahrenen Vorstellungen, wie der Partner oder die Partnerin sein soll. So wie der andere ist und wie er sich benimmt, das wird zur Normalität, weil man nichts anderes kennt. Man wächst zu einer Einheit zusammen, die nach völlig eigenen und manchmal undurchschaubaren Regeln funktioniert.

Thomas: Bei Cornelia fühle ich mich geborgen und gut. Aber die weibliche Psyche war für mich am Anfang Neuland: Ich musste lernen, ganz genau darüber nachzudenken, was ich sage. Sonst hat es ein längeres Nachspiel.

Cornelia: Für ihn sind Streitigkeiten sowieso nach maximal einer Stunde vergessen. Das kann schon nerven. Man will gerade zum dritten Mal die Fakten aufrollen, hat sich neue Argumente ausgedacht und ist noch immer ausgesprochen wütend. Er blickt einen entgeistert an und hat bereits vergessen, um was es gerade ging.



«Wenn alles gutgeht, sind wir in sechzig Jahren noch zusammen»: Brautleute Pfäffli, Spinnler.

Thomas: Im Grossen und Ganzen bin ich viel diplomatischer als früher. Ziemlich bald sagte Cornelia, sie wolle vor dreissig Mutter werden. Zuerst war ich geschockt. Dann machte ich ihr einen Heiratsantrag. Alles ist bereits bis ins letzte Detail organisiert, obwohl der grosse Tag erst in einigen Monaten gefeiert wird.

Cornelia: Ich sagte: Wenn ich Karriere mache, unabhängig bin und viel Geld verdiene, werde ich diese Privilegien kaum für ein Kind aufgeben. Darum ist es klüger, Kinder zu bekommen, bevor man allzu viel zu verlieren hat.

Thomas: Verrückte Träume und übermässige Ansprüche haben wir ja nicht. Wir gehen gerne in Musicals und in die Ferien. Zudem möchte ich beruflich ein bisschen weiterkommen, aber sicher nicht so gestresst sein, dass ich keine Zeit mehr für die Familie habe.

Cornelia: Das Mittelmass ist nicht immer schlecht, und ob es uns irgendwann langwei-

lig wird, muss man sehen. Obwohl wir durch unsere Eltern geprägt wurden, die in gewisser Weise für jene Generation stehen, die für die Gleichberechtigung und die Selbstverwirklichung der Frauen einstand, kann ich mit diesen Begriffen nicht so viel anfangen. Natürlich kann man die Frauen nicht an den Herd zwingen: Ich mache es freiwillig und werde zudem einen Tag pro Woche weiterarbeiten.

Thomas: Wenn alles gutgeht, sind wir in sechzig Jahren noch zusammen. Was dann wohl sein wird? Die Vorstellung ist ein wenig erschreckend.

Cornelia: Überhaupt nicht. Wenn wir noch fit sind, machen wir Seniorenreisli und freuen uns auf die Hochzeitspartys unserer Urenkel.

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Stretchlimos: www.limousinen.ch

Hoffentlich lesen es unsere Häuptlinge,
bevor der Chef der Kavallerie es liest:
«Das Blocher-Prinzip. Ein Führungsbuch.»

Christoph Blocher stellt im Gespräch mit dem Journalisten Matthias Ackeret seine Führungsphilosophie und seine Führungsprinzipien vor. Ein Buch, das heute aktueller denn je ist. Es erscheint bereits in der 4. Auflage im Meier Buchverlag Schaffhausen. Erhältlich in jeder guten Buchhandlung. Klare Worte von Christoph Blocher gibt's auch in Tele-Blocher, der wöchentlichen Fernsehsendung im Internet. Jeden Samstag ab 15 Uhr. Nur auf www.teleblocher.ch.

M
MEIER BUCHVERLAG
SCHAFFHAUSEN



DAS BLOCHER-PRINZIP
EIN FÜHRUNGSBUCH

Wer als Unternehmer, Offizier oder Politiker damit erfolgreich ist wie Christoph Blocher, dessen Erfolgsgeheimnis möchte man ergründen. Das hat Matthias Ackeret in langen Gesprächen getan, und sie liegen nun in diesem Buch vor: Christoph Blocher stellt darin seine Führungsphilosophie selbst so geliebt, in allen Lebensbereichen grosse Lehren zu erfragen.

DAS BLOCHER-PRINZIP EINE FÜHRUNGSBUCH

DAS BLOCHER-PRINZIP
EIN FÜHRUNGSBUCH

